St. Truyen.

Von

L. Schubar.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Heymann.

1844.

193. D.

St. Truyen.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Begegnung. — Eine erzwungene Unterhandlung. —

Die geheimnißvolle, geschäftige Hast, mit welcher Aliagamiro seine Wohnung verlassen, hatte sich in noch höherm Grade seinen Schritten mitgetheilt, als er seine Besitzung weit im Rükken hatte und er sich der Ringmauer der Hauptstadt immer mehr zu nähern begann. — Es war eine jener schönen, heitern Morgenstunden, wie sie häufig den regnigten Gewitternächten zu folgen pflegen, und welche ihre erquickende, belebende Frische, so leicht und wohlthuend auf unser Gemüth übertragen. Die Luft war hell, rein und durchsichtig, und das volle, üppige

Grün der zahlreichen Gärten, Wiesen und Baumgruppen rings umher, reizte und erquickte das Auge, wo es sich hinwandte. — Allein Aliagamiro, so einladend die Umgebung auch war, schien wenig empfänglich für die Reize einer anmuthigen Natur, wie er jetzt überhaupt unempfindlich für äußere Eindrücke zu sein schien. Düster und in sich gekehrt, bisweilen mit sich selbst redend, schritt er, achtlos auf Alles um sich her, den schmalen Pfad entlang, bis ein Geräusch, welches zur Rechten des Weges sich vernehmen ließ, seiner gänzlichen, abgeschlossenen Theilnahmlosigkeit plötzlich ein Ende machte. Er blickte unwillkührlich auf, und sah in einiger Entfernung, auf einer Querstraße, von welcher der Fußpfad, den er verfolgte, durchschnitten wurde, einen Reiter daher traben, dessen Anblick ihn unangenehm zu überraschen schien. — Der Fremde, trotz dem man, der Entfernung wegen, das Gesicht desselben noch nicht erkennen konnte, schien

ihm wohl bekannt zu sein, und an einer gewissen ängstlichen Unruhe in den Mienen Aliagamiro's, konnte man leicht abnehmen, daß ihm ein Zusammentreffen mit demselben eben nicht willkommen sei.

Anscheinend unschlüssig, ob er umkehren oder weiter schreiten sollte, blieb Aliagamiro einen Augenblick stehen. Doch bald schien er sich eines Andern besonnen zu haben. Er trat schnell hinter das Gebüsch, welches zu beiden Seiten des Fußpfades sich hinzog, und beobachtete von hier den Ankömmling, als ob er über dessen Identität noch in Zweifel wäre, etwas genauer.

Er hatte sich nicht geirrt. Es war, wie er sich nun überzeugte, dieselbe Person, welche er auf den ersten flüchtigen Anblick erkannt hatte und mit welcher er, aus uns noch unbekannten Gründen, ein Zusammentreffen, wenn nicht gerade zu fürchten, so doch geflissentlich vermeiden zu wollen schien. Van der Hoornstraten war es. —

Während nun Aliagamiro ruhig an seinem Platze blieb und entschlossen zu sein schien, denselben nicht eher zu verlassen, als bis er van der Hoornstraten aus dem Gesichte verloren haben werde, hatte der Letztere, ohne seinerseits Aliagamiro zu bemerken, sich bereits bis auf eine kurze Strecke dem Punkte genähert, wo sein Weg von dem des Don, dessen Blicke ihn unverwandt beobachteten, durchschnitten wurde. —

Der ziemlich scharfe Ritt van der Hoornstraten's, ließ den fast ängstlich Harrenden nicht lange warten. Nur wenige Minuten, und er war auf dem Kreuzwege angelangt. Allein, anstatt nun seine Straße weiter zu verfolgen, machte er Halt, sah sich lange und bedächtig, als ob er die Richtigkeit des Weges prüfe, nach allen Seiten um, und bog dann, zu nicht geringer Verwunderung Aliagamiro's, in den Fußpfad ein, an welchem dieser sich verborgen hielt. —

Sei es nun, daß der Don sich einer größern Verlegenheit auszusetzen fürchtete, durch die Möglichkeit — was bei der Beschaffenheit des Terrains leicht der Fall werden konnte — von dem sich nähernden Hoornstraten entdeckt zu werden, als dadurch, daß er ihm geradewegs entgegen gehe — oder sei es, daß die Gründe aus welchen er überhaupt einem Zusammentreffen mit Letzterm auszuweichen suchte, nicht so erheblicher Natur waren, daß er, um Beides zu vermeiden, sich ohne Weiteres zur Flucht hätte entschließen können, — kurz, nachdem er einen Augenblick überlegt zu haben schien, ob er bleiben oder seinen Weg fortsetzen und so van der Hoornstraten unmittelbar entgegen gehen solle, wählte er das Letztere. Er wartete einen Moment ab, wo Jener, des bedeckten Weges halber, ihn nicht leicht bemerken konnte, und trat aus dem Gebüsche schnell auf den Fußpfad vor. Doch kaum hatte er hier einige Schritte vorwärts gethan, als van

der Hoornstraten seiner ansichtig wurde, in raschem Trabe auf ihn zu ritt und, nach flüchtiger Begrüßung, ihn mit einem, seinem ernsten, würdevollen Charakter sonst nicht eigenthümlichen, halb schlauen, halb leichtfertigen Lächeln, anredete:

— „Nun wahrhaftig, daß heiße ich ein Zusammentreffen! Ich muß Brüssel unter einem glücklichen Stern verlassen haben; denn eher hätte ich die Eule unter der Sonnenlinie, als Euch außer Eurem Hause vermuthet.“

— „Ihr seht also, daß Euer Gleichniß nur zur Hälfte paßt,“ erwiederte Aliagamiro, während sein Gesicht sich zu einer Art kalten Lächelns verzog, nicht ohne Verlegenheit und mit einer gewissen Ehrerbietung.

— „Desto besser für mich,“ versetzte van der Hoornstraten, indem er seinen Worten den Anstrich von Scherzhaftigkeit zu geben suchte.

— „Verzeiht, das kann ich nicht einsehen.“

— „Nichts ist leichter. Denn dies Zusammentreffen mit Euch, betrachte ich als einen eben so seltenen, als glücklichen Fall.“

— „Selten mag er sein,“ bemerkte der Don mit einem schlauen Blinzeln seiner kleinen stechenden Augen, „aber glücklich? Verzeiht, ich wüßte weder worin, noch auf wessen Seite dabei ein Glück zu suchen oder zu finden wäre.“

— „Worin? Darin, daß ich Euch, der sich niemals von seinem Hause trennt und trotz dem für mich doch niemals zu Hause ist, hier von Angesicht zu Angesicht sehe. Und auf wessen Seite? Wenn Ihr wollt, auf Beider: auf der Eurigen eben so gut, als auf der meinigen.“

— „Ihr sprecht in Räthseln,“ sagte Aliagamiro mit einer schlecht verhehlten Unbehaglichkeit über diesen Gang eines Gespräches, dessen Zweck er schon zu ahnen schien.

— „Die ich Euch alsbald lösen will . . .“ entgegnete van der Hoornstraten, aus Furcht,

daß der Don die kaum begonnene, seinen Absichten entsprechende Unterredung wieder abbrechen könnte, etwas rasch.

— „Erlaubt mir," fiel ihm derselbe in's Wort, „daß ich Euch für jetzt nicht damit belästige, denn . . . verzeiht . . . ich habe Eile. Ein andermal stehe ich ganz zu Euren Diensten . . . ."

— „So gestattet mir, Euch bemerklich zu machen," versetzte Jener mit lächelnder Miene, indem er, durch eine Wendung seines Pferdes, dem wie auf Nadeln stehenden Don den Weg versperrte, „gestattet mir, Euch bemerklich zu machen, daß in diesem Punkte unsere Absichten nicht übereinstimmen. Denn Ihr habt Eile und wollt Euch beurlauben. Ich dagegen habe Zeit und trage Verlangen, ungestört ein Paar Worte mit Euch zu reden."

— „Ihr werdet also begreifen, daß Einer von uns sich bescheiden muß . . ." versetzte

Aliagamiro mit einem Lakonismus, welcher seinem bisherigen Benehmen wenig entsprach.

— „Nichts begreift sich leichter, als das.“

— „Ich werde also morgen auf die Ehre Eures Besuches rechnen.“

— „Thut das nicht, sondern erzeigt mir jetzt die Ehre einer Unterredung,“ sagte van der Hoornstraten mit scheinbarem Gleichmuth.

— „Ich versichere Euch, daß dies in diesem Augenblicke mir nicht möglich ist, und daß es mir wahrhaft leid thut . . .“

— „Machet Euch darum keine Sorge; denn ich bin überzeugt, daß Ihr das Unmögliche möglich machen und meinen Wunsch erfüllen könnt und werdet.“

— „Ich hoffe, Ihr werdet mich nicht gegen meinen Willen halten wollen . . .“ entgegnete der Don in etwas entschiedenem Tone, während er des Gespräches müde zu sein schien und Miene machte, sich zu entfernen.

— „Behüte, ich werde Euch nicht halten . . . Ich vertraue vielmehr einzig und allein Eurer Gefälligkeit . . .“

Bei diesen Worten zog van der Hoornstraten, wie zufällig, ein kleines Doppel-Terzerol unterm Sattel hervor und wischte gleichgültig den Staub vom Bügel ab.

Als Aliagamiro dies sah, trat er, ohne die mindeste Ueberraschung zu äußern, ruhig einen Schritt näher, und sagte mit kaltem Spott:

— „Ich sehe wohl, Ihr habt zu gute Gründe, Vertrauen in meine Gefälligkeit zu setzen, als daß es mir möglich wäre, Euer Vertrauen zu täuschen . . .“

— „Ihr sprecht meine innigste Ueberzeugung aus,“ bemerkte van der Hoornstraten mit unverhehlter Ironie.

— „Wollt Ihr also absteigen . . .“ nahm Jener wieder das Wort, „dort, an der Seite des Weges, liegt ein Baumstamm, wo wir Platz

nehmen und unser Geschäft — vorausgesetzt, daß Ihr eins habt — besprechen können."

— „Wie es Euch gefällt. Seid indeß so gut und geht voran, ich werde folgen."

Aliagamiro ging ruhig dem bezeichneten Orte zu. Van der Hoornstraten stieg unterdeß vom Pferde, band dasselbe in der Nähe an einen Baum, und folgte.

Der Don hatte bereits Platz genommen. Van der Hoornstraten setzte sich ihm zur Linken, legte sein Terzerol neben sich und sagte nach einer Pause, im Tone eines Mannes, welcher des Erfolges seiner Worte sich im Voraus versichert hält:

— „Ich sehe, Ihr habt wenig Zeit; darum will ich mich kurz fassen."

— „Thut das," entgegnete Aliagamiro mit außerordentlichem Phlegma, während er aus der Seitentasche seines Rockes, ein kurzes, scharf geschliffenes Stilet hervorzog und den

Griff desselben, wie zum Stoß bereit, fest in der Hand behielt.

Van der Hoornstraten war einen Augenblick betroffen, faßte sich jedoch schnell und fragte mit scheinbarer Ruhe:

— „Was soll das?"

Der Don warf einen frohlockenden Blick auf den Fragenden und sagte, indem er auf das Terzerol desselben deutete, mit pralerischem Gleichmuth:

— „Habe ich Euch schon gefragt, was Ihr da mit Eurem Puffer wollt?"

— „Es ist der Vorsicht wegen," versetzte van der Hoornstraten.

— „Gut. Nehmt dasselbe auch von meiner Seite an."

— „Begeben wir uns also gegenseitig dieser Vorsicht, welche unter solchen Umständen Keinem von Nutzen sein kann."

— „Ihr habt Euren Nutzen bereits daraus gezogen," entgegnete Aliagamiro, während

seine Stirn sich in tiefe Falten legte und sein gelbes, eingefallenes Gesicht sich zu einem Lächeln verzog. „Ich will nun sehen, ob ich nicht auch zu dem meinigen kommen kann.“

Van der Hoornstraten biß sich unbemerkt in die Lippen und sagte:

— „Wie Ihr wollt.“

— „Kommen wir also zur Sache. Ihr wißt, ich habe Eile.“

— „So viel an mir liegt, will ich Euch nicht lange halten.“

— „Wird mir lieb sein.“

— „Hört also. Ihr werdet Euch erinnern, daß Ihr mir vor langer Zeit die Auslieferung gewisser Papiere angeboten habt.“

— „Für eine gewisse Summe . . . Ich erinnere mich dessen.“

— „Wir konnten uns über den Gegenstand nicht einigen.“

— „Ganz recht; weil Ihr Euch damals von den Papieren keinen großen Nutzen ver-

spracht . . . oder eigentlicher, weil Ihr glaubtet, daß ich Euch hintergehen wolle."

— „Was Ihr mir nicht verdenken konntet. Denn Ihr wißt, daß Ihr mir vor dem Kaufe, die Einsicht in die Papiere nicht habt gestatten wollen; und da ich Euch damals noch nicht näher kannte, so wollte ich, so zu sagen, nicht die Katze im Sacke kaufen. Bemerkt wohl," wiederholte van der Hoornstraten mit besonderm Nachdruck, „weil ich Euch damals noch nicht näher kannte."

Aliagamiro schien diese letztern Worte absichtlich zu überhören, und sagte:

— „Seit einiger Zeit seid Ihr also andern Sinnes geworden."

— „Weil ich inzwischen Gelegenheit gehabt, über Eure Zuverlässigkeit anders zu urtheilen."

— „Ihr seid sehr gütig."

— „Und weil ich zugleich, hinsichtlich der

Richtigkeit jener Papiere, aus noch andern Gründen, weniger bedenklich geworden."

— „So scheint es mir ganz;" bemerkte Aliagamiro ironisch. „Doch was wollt Ihr nun?"

— „Euch das von Angesicht zu Angesicht wiederholen," entgegnete van der Hoornstraten ziemlich kühl, „um was ich Euch in dieser Sache seit einiger Zeit mehre Male schriftlich angegangen und worüber Ihr mir persönlich niemals habt Rede stehen mögen."

— „Ich weiß. Ihr wollt nun um jeden Preis die Papiere an Euch bringen."

Van der Hoornstraten antwortete nicht gleich. Er schien zerstreut, und blickte verstohlen nach der Richtung hin, in welcher sich der Kreuzweg befand, den er hergekommen und welchen er von seinem Platze aus genau übersehen konnte. Endlich sagte er:

— „Um jeden Preis, so fern nämlich derselbe den Werth des Gegenstandes nicht bis zur Ungebühr übersteigt."

— „Und wenn ich nicht will?“ fragte Jener mit sichtbarer Geringschätzung.

— „So werde ich Mittel besitzen, das zu erzwingen, wozu Ihr Euch gutwillig nicht verstehen wollt.“

Aliagamiro zuckte die Achseln und sagte mit einem Blick auf die Waffe, welche neben Hoornstraten lag, in wegwerfendem Tone:

— „Ich fürchte Euch nicht.“

— „Ihr werdet mich fürchten, auch ohne dies.“

Mit diesen Worten ergriff van der Hoornstraten das Terzerol und schleuderte es weit von sich in den Sand.

Die bewunderungswürdige Ruhe, mit welcher er dies that, schien dem Don außerordentlich zu imponiren.

— „Was soll das?“ fragte derselbe nach einer Pause.

— „Es soll nichts weiter, als Euch beweisen, daß ich, um bei Euch zum Zwecke zu

kommen, nicht dieser Waffe bedarf, und daß ich die Eurige nicht fürchte."

— „Um so begieriger bin ich, zu erfahren, auf welche Weise Ihr meinen Willen zu beugen gedenkt," sagte Aliagamiro, mit einer gewissen Energie, welche mit seinem bisherigen Benehmen auffallend kontrastirte.

— „Es bedarf nur weniger Worte."

— „Ihr scheint Eurer Sache sehr gewiß zu sein."

— „Eben so gewiß," entgegnete van der Hoornstraten, indem er einen durchbohrenden Blick auf Aliagamiro richtete, mit etwas erhobener Stimme, „eben so gewiß, als Ihr der Mörder Johann Blaseweil's seid!"

Aliagamiro verfärbte sich plötzlich, und van der Hoornstraten fuhr fort:

— „Es sind erst acht Jahre her, seitdem der Mord geschehen . . . Ihr seid damals glücklich entkommen, nachdem Ihr den Schein der That auf einen Leydener Studenten zu werfen

gewußt . . . Seit jener Zeit glaubt Ihr Euch vor jeder Entdeckung gesichert. Ihr denkt nicht daran, daß der Arm des Gesetzes Euch erreichen könne — vielleicht darum, weil Ihr Euch schlimmsten Falles eines mächtigen Schutzes versichert hält . . . Ich weiß, der Kardinal ist Euer Gönner — vielleicht weiß er sogar, daß Ihr der Schuldige seid, um dessen Entdeckung es ihm früher so angelegentlich zu thun gewesen . . . Doch verlaßt Euch darauf, er wird den Mörder nicht schützen können, wenn ich sein Ankläger werde."

Van der Hoornstraten hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, als Aliagamiro unversehens aufsprang, ihn mit der Linken an der Schulter packte, mit ungeheurer Kraft auf seinen Sitz niederhielt und mit der Rechten das Stilet gegen ihn zuckte, während er, zitternd vor Wuth, ausrief:

— „Das wirst Du nimmer!"

Van der Hoornstraten rührte sich nicht, sondern sah dem Don mit unerschütterlichem Gleichmuth in's Gesicht und sagte dann, indem er auf den etwa hundert Schritte entfernten Kreuzweg wies, in ruhigem Tone:

— „Laßt das sein — Ihr seht dort nicht den Zeugen . . .“

Aliagamiro blickte auf, und ließ, wie vom Blitz getroffen, den Arm sinken.

An dem bezeichneten Orte stand, ruhig an einen Baum gelehnt, ein Bedienter Hoornstraten's und sah dem Auftritte zu.

— „Setzt Euch nieder,“ nahm van der Hoornstraten, nach einer Pause, wieder das Wort.

— „Aliagamiro warf einen wilden Blick auf seinen Gegner, biß sich in die Lippen und nahm schweigend seinen vorigen Platz ein.

— „Also unter welcher Bedingung wollt Ihr mir die Papiere überlassen?“ fragte darauf Jener, kalt und ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Der Angeredete schien einen Augenblick mit sich zu Rathe zu gehen. Dann sah er van der Hoornstraten starr in's Gesicht und sagte in kurzem, barschem Tone:

— „Hört mich an; und gefällt Euch mein Vorschlag nicht, so thut, was Ihr nicht lassen könnt.“

— „Sprecht.“

— „Zuvörderst erlaubt mir die Bemerkung, daß mein Entschluß, welchen ich Euch jetzt mittheilen werde, keineswegs, wie Ihr vielleicht glauben könntet, das Ergebniß Eurer Drohung ist. Ihr würdet dieselbe Antwort erhalten haben, wenn Euer Benehmen weniger trotzig gewesen wäre, als es war. Es sind vielmehr im Verlaufe der letzten Stunden Verhältnisse eingetreten, welche meine Gesinnung in dieser Angelegenheit zu Euren Gunsten geändert haben. — Hört mich also. Ich bin erbötig, Euch die Papiere auszuliefern, und zwar noch für dieselbe Summe, welche ich früher einmal von

Euch verlangt hatte. Allein es kann dies nicht in diesem Augenblicke geschehen."

— „So bestimmt mir eine Zeit; doch darf sie nicht zu lange hinaus geschoben sein," sagte van der Hoornstraten, indem er seine Freude über die Bereitwilligkeit des Don zu unterdrücken suchte.

— „Nennt mir Eure Wohnung, und ich werde binnen heute und drei Tagen zu Euch kommen."

— „Das geht nicht an; denn Ihr wißt, ich bin fremd in Brüssel, und mein Aufenthalt daselbst ist nur von sehr kurzer Dauer."

Aliagamiro bedachte sich einen Augenblick und sagte dann:

— „Gut, so will ich Euch einen Ausweg sagen."

— „Sprecht."

— „Beauftragt eine dritte Person mit der Empfangnahme der Papiere . . . Ihr seht hieraus, daß ich es ehrlich meine."

— „Das mag sein. Doch bestimmt mir auch in diesem Falle eine Frist.“

— „Binnen drei Tagen.“

— „Aber keine Stunde länger.“

Aliagamiro nickte zustimmend.

— „Und wenn Ihr nicht Wort hält?“ fragte van der Hoornstraten.

— „So könnt Ihr thun, was Euch beliebt. Ihr habt mich in Händen.“

— „Gut. Nehmt hier die Adresse, wo Ihr die Papiere abzugeben habt. Die hier genannte Person wird sich durch Vorzeigung einer gleichen Adresse legitimiren und Euch die verlangte Summe auszahlen.“

Hiermit hatte van der Hoornstraten ein Blatt aus seinem Portefeuille genommen, mit Bleistift einige Zeilen darauf geschrieben und es Aliagamiro übergeben. Demnächst verabschiedete er sich mit kurzen Worten, schwang sich auf sein Pferd und ritt im Trabe denselben Weg zurück, welchen er hergekommen.

Auch Aliagamiro entfernte sich bald. Er war jetzt weniger nachdenklich, als vor seinem Zusammentreffen mit van der Hoornstraten, und man konnte sogar eine gewisse Heiterkeit an ihm wahrnehmen, gleichsam wie an einem Manne, der ein gutes Geschäft gemacht. Und während er nun seinen Weg nach der Hauptstadt mit verdoppelter Eile fortsetzte, bemerkte er nicht, daß der Bediente Hornstraten's — derselbe, dessen er vorhin auf dem Kreuzwege ansichtig geworden — ihm in einer angemessenen Entfernung auf dem Fuße folgte. —

Zweites Kapitel.

Getäuschte Erwartung. — Van der Weethweil. — Bedenkliche Nachrichten. — Das Billet. — Aliagamiro. — Entlassung desselben. —

Der Kardinal hatte unterdessen der Ankunft St. Truyen's vergebens entgegen gesehen. Die Stunde, um welche derselbe vor ihm zu erscheinen pflegte, war bereits verstrichen und seine Ungeduld nahm in demselben Maaße zu, in welchem zugleich, aus leicht begreiflichen Ursachen, seine Besorgniß über das Ausbleiben des Geheimschreibers sich immer mehr zu steigern begann.

Endlich ließ sich Geräusch im Vorzimmer hören. Tritte näherten sich dem Gemache, und

das Auge Granvella's heftete sich voll ängstlich gespannter Erwartung auf die Thür, welche sich bald darauf öffnete . . . .

Er hatte sich getäuscht.

Der Eintretende war ein kleiner, fein gekleideter Mann, welcher im Hofhalte der Regentin angestellt, zugleich vom Kardinal für gewisse geheime Dienstleistungen besoldet wurde und demselben in dieser Hinsicht täglich einen Rapport abzustatten pflegte.

— „Ihr seid's!“ rief Granvella fast unwillkührlich aus, als er den Ankömmling erblickte und sich in seiner Voraussetzung getäuscht sah.

— „Eminenz . . . “ sagte dieser, indem er dem Kardinal, welcher jetzt außerordentlich zerstreut zu sein schien, ehrerbietig und devot einige Schritte näher trat.

— „Nun, van der Weethweil, was habt Ihr ausgerichtet?“ nahm der Prälat nach

einer Pause, finster vor sich niederblickend, das Wort.

— „Es ist Alles nach Wunsch gegangen, Eminenz.“

— „Die Oberhofmeisterin ist also gewonnen?“

— „Sie ist's. Allein . . .“

— „Nun?“

— „Ich mußte Ihr meinen Auftraggeber nennen. Nur unter dieser Bedingung gelangte ich zum Zwecke.“

— „Und sie nahm die Summe?“

— „Sie nahm sie an und ging ganz auf das Anerbieten ein. Jedoch nahm sie das Geld erst nachdem sie mir eine unzweideutige Probe ihrer aufrichtigen Bereitwilligkeit gegeben hatte.“

— „Worin bestand diese Probe?“

— „In einer Nachricht, von welcher ich zwar nicht weiß, ob sie Eurer Eminenz von Nutzen sein kann, aus welcher ich jedoch die

Ueberzeugung gewonnen, daß die Baronin guten Willen hat, Eurem Interesse zu dienen.“

— „Was war's?“

— „Die Mittheilung eines Gegenstandes, welcher gestern zwischen —“

— „Hier unterbrach der Kardinal plötzlich den Sprechenden, indem er sich schnell von seinem Sitze erhob, nach der Thür eilte und daselbst einen Augenblick horchend stehen blieb.

— „Fahret fort . . . Mir war's, als komme Jemand,“ sagte er darauf, während er sich langsam wieder an seinen Platz begab. „Also was war's?“

— „Die Mittheilung eines Gegenstandes,“ fuhr van der Weethweil fort, „welcher gestern zwischen der Herzogin und dem Pater Belasius verhandelt worden . . .“

Die Erwähnung des Paters schien den Gedanken des Kardinals augenblicklich eine andere Richtung zu geben. Er hatte van der Weethweil bisher nur mit getheilter Aufmerk-

samkeit zugehört doch jetzt ward er plötzlich ganz Ohr. Er richtete sich auf, und sprach mit einiger Hast:

— „Welcher Gegenstand? Sprecht!“

— „Es handelte sich um die Aufnahme eines jungen Mädchens bei Hofe, für welches der Pater sich ganz besonders zu interessiren schien.“

— „Eines jungen Mädchens?“ fragte der Kardinal, wie von einer Ahnung ergriffen. „Wer ist sie . . . Wie nennt sie sich . . .?“

— „Sie heißt Adelgunde und ist die Tochter eines bei Hofe ganz unbekannten Mannes, Namens . . .“

— „Aliagamiro!“ rief der Kardinal, indem er die Farbe wechselte, unwillkührlich aus.

— „Ganz recht . . . Eure Eminenz wissen schon . . .?“ sagte zögernd van der Weethweil.

— „Ja, nein . . . Noch weiß ich nicht . . .

Ich vermuthe nur . . . Sprecht weiter, weiter!"

— „Vor einer Stunde wurde das Mädchen der Herzogin vorgestellt."

— „Wurde sie? Durch wen? Und wie kam sie an den Hof?" fragte hastig hinter einander der Prälat.

— „Sie wurde, auf Befehl der Regentin, durch den Grafen Mengen der Oberhofmeisterin zugeführt und von dieser sogleich vorgestellt."

Der Kardinal biß sich unbemerkt in die Lippen und sagte:

— „Was geschah weiter?"

— „Gleich darauf ward der Pater zur Herzogin in's Kabinet beschieden. Die Unterredung dauerte über eine halbe Stunde, und als er wieder ging, erfuhr man, daß die Regentin das Mädchen zu ihrem Gesellschaftsfräulein ernannt und unter ihre besondere Protection genommen habe."

Der Kardinal schien durch diese Nachricht außerordentlich beunruhigt. Er machte einige Gänge durch's Zimmer, blieb dann vor van der Weethweil stehen und fragte:

— „Wißt Ihr weiter nichts?“

— „Noch Eins . . . Doch habe ich noch keine Gewißheit darüber . . . Es könnte indeß sein, daß Eure Eminenz bereits früher darum wußten, als . . .“

— „Nun?“

— „Man sprach davon, daß der Rath St. Truyen zum Geheimschreiber der Regentin ernannt sei.“

— „Wie? St. Truyen? —“

— „Ich kann die Wahrheit dieser Nachricht durchaus nicht verbürgen.“

— „Zum Geheimschreiber der Regentin? das ist nicht möglich!“

— „Das sagte ich auch . . . Es sei denn, daß Eure Eminenz . . .“

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt eines Bedienten unterbrochen. Derselbe händigte dem Prälaten ein Billet ein, welches so eben durch einen Boten der Regentin für ihn abgegeben worden war.

Der Kardinal öffnete das Schreiben, durchflog es hastig und blickte dann einige Sekunden lang starr und schweigend vor sich nieder.

Endlich wandte er sich gegen van der Weethweil und sagte kalt und trocken:

— „Ihr könnt jetzt gehen."

Als derselbe sich entfernt hatte, schritt Granvella eine Zeit lang in außerordentlicher Bestürzung im Zimmer auf und ab, bis er, ruhiger geworden, nochmals das Billet zur Hand nahm und wiederholt folgende Zeilen las:

„Ich habe mich bewogen gefunden, Kardinal, den Rath du St. Truyen zu meinem Geheimschreiber zu ernennen. Zugleich habe ich den Signor Tusnelli, meinen bishe-

rigen Secretair, beauftragt, sich zu Eurer Verfügung zu stellen und die desfallsigen Geschäfte St. Truyen's unverweilt von demselben zu übernehmen.

Ich bleibe Euch gewogen.

Margaretha."

„Nun wohlan," sprach der Kardinal, das Papier ruhig bei Seite legend, im Tone herausfordernder Verachtung, „der Feind hat den Kampf eröffnet — mit einem Siege eröffnet — mit einem Siege! — Nun, und was ist's weiter? Nicht Allemal sah man den ersten Sieger auch den letzten sein. — Ich durchschaue den Plan und kenne den Feldherrn . . . Sieh Dich vor, Pater, daß Du nicht in die eigene Schlinge fällst! — Wohl," fuhr er nach einigen Minuten düstern Nachdenkens fort, „der Schlag könnte glücken, denn die Mittel sind schlau gewählt . . . die Möglichkeit des Erfolges liegt nicht so fern; aber sie beruht zu sehr auf schmeichelhaftem Schein . . .

Man hat nicht bedacht, daß eben diese Mittel auch die gefährlichsten, die unzuverlässigsten sind. — Wie ich's übersehe, will man die Herzogin in eine Passion verstricken, um mit ihren Beschlüssen leichteres Spiel zu haben. Das ist für's Erste die Hauptsache. Aber man hat dabei nicht berechnet, was die *Eifersucht* eines Weibes — und eines *solchen* Weibes vermag! Ja man hat nicht erwogen, daß St. Truyen der *Liebhaber* aus *Politik*, zugleich auch an einem andern Orte *Liebhaber* aus *Leidenschaft* ist . . . und daß der Liebhaber aus *Leidenschaft*, nicht immer der *Politiker* sein kann — und sein wird. Und das ist's allein, was mich rettet. — — Auch will man, so scheint's mir, den Argwohn, die Eifersucht, daß Mißbehagen benützen, mit welchen Margaretha seit einiger Zeit meine anerkannte, viel beneidete Autorität in den Geschäften überwacht; man will ihren Stolz, ihre Eigenliebe, ihre

Herrschsucht stacheln und sie belehren, daß sie Regentin und ich der Diener sei. Ja, das will man. Immerhin! Von dieser Seite habe ich am wenigsten zu fürchten. Der Drang der politischen Verhältnisse dieser Provinzen, duldet in diesem Augenblicke keinen Wechsel der obersten Gewalten — wenigstens nicht ohne augenscheinliche Gefahr . . . und Margaretha möchte, bei all' ihrer Energie, doch schwerlich den Muth besitzen, die schwere Last der damit verbundenen Verantwortlichkeit auf sich zu laden."

Hier wurde das Selbstgespräch des Kardinals durch den Eintritt Aliagamiro's unterbrochen, welcher, eine Anrede des Erstern gewärtigend, schweigend und in devoter Haltung an der Thür stehen blieb.

Der Kardinal that, als ob er die Erscheinung des Don erwartet habe. Ohne ein Wort zu reden, ging er an ein Pult, langte mehre Goldrollen aus demselben und legte sie auf den

Tisch. Demnächst nahm er ein, wie es schien, zu diesem Zweck schon bereit gehaltenes Papierblatt, rückte Dinte und Feder zurecht, und sagte:

— „Du bringst den Kaufbrief. Hier ist Dein Geld . . . Nimm's, und setze Deinen Namen unter diese Schrift.“

Schweigend zog Aliagamiro einige Papiere aus der Brusttasche seines Rockes und überreichte sie dem Kardinal. Dann unterschrieb er die Quittung, nahm das Geld und sagte:

— „Eminenz . . . es war dies nicht allein, was mich hergeführt . . .“

— „Ich weiß. Du hast mir auch eine Nachricht überbringen wollen . . .“

Aliagamiro sah den Kardinal überrascht an.

— „Auf welche Weise verließ das Mädchen Dein Haus?“ fragte derselbe, die Ueberraschung des Don ignorirend.

— „Sie ward heute Früh, auf Befehl der Regentin, durch den Kammerherrn, Grafen Mengen, abgeholt.“

— „Ließest Du sie ohne Weiteres gehen?“

— „Ich that das Meinige, um sie noch einen Tag zurück zu behalten. Ich würde sie dann, Eurer Eminenz Befehl zufolge, in der Nacht nach Mecheln gebracht haben. Allein es gelang nicht. Der Graf hatte Befehl, entweder mich oder das Mädchen mit sich zu nehmen.“

— „Und da wähltest Du das Letztere.“

— „Ich that es, in der Meinung, das Bessere zu wählen.“

— „Es kommt darauf Nichts an.“

Aliagamiro schwieg.

— „Höre, was ich Dir sagen werde,“ nahm der Kardinal wieder das Wort. „Ich habe Dir so eben den Kaufschilling einer Besitzung bezahlt, welche Du ehemals für mein Geld angekauft hattest.“

— „Eure Eminenz hatten es so verlangt.“

— „Unterbrich mich nicht, sondern höre und befolge, was ich Dir sagen werde.“

Aliagamiro nickte bejahend.

— „Ich mache Dir jetzt ein Geschenk mit dem Gelde. Die Summe ist groß genug, um Dir Ueberall Deinen Unterhalt zu sichern.“

Der Don verneigte sich stumm.

— „Du wirst nun binnen sechs Stunden Deine Wohnung, binnen zwölf Stunden die Provinz und binnen drei Tagen die Niederlande verlassen. Du kannst gehen, wohin Du willst; nur nicht nach Spanien.“

Aliagamiro wollte sprechen; allein der Kardinal fuhr fort:

— „Sobald diese Fristen verstrichen sind, ist Deine Sicherheit auf spanischem Gebiet zu Ende. Man wird Dich innerhalb dieser Staaten verfolgen; und wirst Du irgendwo ange-

troffen, so bist Du als Mörder dem Gesetze verfallen. Jetzt kannst du gehen."

Aliagamiro verbeugte sich kalt und verließ das Gemach. —

Drittes Kapitel.

Im Vorzimmer der Herzogin von Parma. — Pater Belasius. — Die Zusammenkunft. —

Gegen Abend desselben Tages war es, als St. Truyen, von den widersprechendsten Empfindungen bewegt, im Vorzimmer der Regentin auf und nieder schritt. Erst vor wenigen Stunden war er durch ein, in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Handbillet der Herzogin, von seiner Ernennung zum Geheimschreiber derselben, unterrichtet worden, und harrte nun des Augenblickes, wo er zum ersten Male in seiner neuen Funktion vor Margaretha erscheinen sollte. — Als er auf dem gebohnten, zierlichen Parquetboden dahin ging, schlug sein Herz

fast hörbar unter dem eng anschließenden Oberkleide von schwarzem Sammet, welches seine schönen, kräftigen Formen umschloß; und seine Haltung, sein ganzes Wesen, obwohl kühn, stolz und erhaben — das edelste Bild männlicher Vollkommenheit, — verrieth eine seltene Unruhe.

Aber es war auch nicht allein die plötzliche Aenderung seiner Stellung — einer Stellung, welche, gerade jetzt, ihn zu den kühnsten Erwartungen berechtigte — was in seinem Innersten eben so mächtige, als lebhafte Regungen unterhielt und welche sich jetzt in seinem äußern Wesen mehr oder minder abspiegelten . . . Er stand nicht nur im Begriff, vor Derjenigen zu erscheinen, in deren Händen von nun an sein ganzes künftiges Schicksal lag — sondern er sollte auch zugleich Diejenige wiedersehen, die er, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, deren sein sanguinisches Temperament fähig war, über Alles liebte, und in deren Geschick, binnen so kurzer Zeit, ja innerhalb weniger Stunden eine

nicht geringere glückliche Aenderung, als in seinem eigenen vorgegangen war . . . Er sollte Adelgunden wiedersehen.

Und so sah er sich jetzt gleichsam auf der Schwelle einer glänzenden Zukunft stehen, deren Verwirklichung er bisher zwar zu hoffen — doch nur leise ohne alle Zuversicht und nicht ohne ein gewisses Zagen zu hoffen gewagt. Gleich einem leuchtenden Gestirn sah er das Morgenroth dieser Zukunft sich vor seinen Blikken entfalten, und tief in seiner Brust fühlte er glühend die Wirkungen dieses Aufganges . . . Stolz und Liebe, Sehnsucht und Dankbarkeit, Furcht und Hoffnung und die ruhelose Beruhigung erlangter Rache an seinem gewaltigsten Feinde, arbeiteten mächtig in seinem Innern. —

Die Pendüle auf einem Pfeilertischchen nahe dem Fenster, an welchem St. Truyen jetzt einen Augenblick Platz genommen hatte, zeigte nah auf Sechs. Es war dies die Stunde, um welche Margaretha mit ihrem Geheimschrei-

der zu conferiren pflegte, und die Unruhe des Harrenden steigerte sich mit jeder Sekunde, mit welcher der Zeiger sich dem ersehnten Ziele näherte.

Da öffnete sich leise eine Seitenthür, und der Pater trat ein.

Als St. Truyen ihn erblickte, eilte er in froher Ueberraschung auf ihn zu.

— „Nicht hier, mein Sohn;" sprach der Geistliche, als St. Truyen ihn anreden wollte, mit niedergehaltener Stimme. „Kommt dort hinein," setzte er dann hinzu, während er ihn bei der Hand nahm und in das anstoßende Gemach zog.

Als sie daselbst eingetreten waren, schloß der Pater sorgfältig die Thür und sagte:

— „Hier sind wir allein, und für die wenigen Augenblicke, welche Euch bis zur Audienz noch übrig bleiben, vor jeder Störung gesichert, vor jedem lauschenden Ohre bewahrt."

— „Mein Vater, Ihr habt Wunder gethan!“ rief St. Truyen, voll warmen Gefühls aus, indem er die Hand des Paters ergriff. „In so wenigen Stunden . . . Wie ward's Euch möglich . . .?“

— „Nützen wir die Zeit, mein Sohn,“ unterbrach ihn der Geistliche, „nützen wir die Zeit nicht mit Worten über das Vollbrachte, sondern mit der Sorge für das noch zu Vollbringende. Wir dürfen nicht bei dem Geschehenen sorglos stehen bleiben — wir dürfen nicht feiern, weil wir uns eines glücklichen Anfanges erfreuen . . .“

— „Glücklich — über Erwartung glücklich!“ setzte St. Truyen hinzu.

— „Doch ist es immer nur ein Anfang, und noch weit ist's bis zum Ziele. Ihr, wie ich, Beide haben wir noch einen weiten, schwierigen Weg zu machen. Auf der Leiter unseres Emporklimmens bleibt uns noch manche be-

denkliche Sprosse zu betreten — auf dem Felde unserer Unternehmung giebt's noch manches Hinderniß zu übersteigen — und manchen Feind noch gilt's zu besiegen, bevor wir den einen, den mächtigsten, den gefährlichsten überwältigt, dessen Sturz nur allein uns die Erreichung unseres Zieles — die Verwirklichung unserer stolzen Hoffnungen zu verbürgen vermag . . . Aber eben weil das Glück uns lächelt — eben weil in der Gunst des Anfanges uns gleichsam schon der Glanz des Endes ermuthigend entgegen schimmert, — darum eben müssen wir den Augenblick, den günstigen, benützen. — Zwar weiß ich wohl, daß schon mancher heitere, sonnenhelle Morgen, nur der falsche, schmeichlerische Bote eines trüben, sturmbewegten Tages — eines düstern, nachtbedeckten Abends war . . . Gleichwohl stärkt und kräftigt doch ein solcher Morgen — vielleicht damit man desto muthiger das kommende Ungemach ertrage, das, verderbenbringend, hinter strahlendem, lichtem

Purpurgewölke lauert . . . D'rum, mein Sohn, wollen wir nicht zögern, und muthig und mit gestärkter Kraft den betretenen Weg verfolgen."

— „Ihr sprecht mir aus der Seele. Doch sagt, was giebt's für den Augenblick zu thun?" sprach St. Truyen, voll glühenden Eifers.

— „Ihr, mein Sohn, habt für's Erste wenig, fast Nichts zu thun. Und doch hängt von diesem Wenigen für unsere Sache Viel, ja Alles ab."

— „Was ist's?"

— „Für Euch vielleicht das Schwierigste, das Gefährlichste, was es geben kann."

— „Ich hoffe nicht, mein Vater," sagte St. Truyen mit einem Anflug gereizten Stolzes, „ich hoffe nicht, daß Ihr darum an dem Vollbringen zweifeln werdet."

— „Das habe ich nicht gesagt, mein Sohn," versetzte der Pater in begütigendem Tone. „Allein wenn ich Euch in diesem Punkte

bedenklich erscheine, so ist es, weil eben in diesem Vollbringen das ganze, das wichtigste Geheimniß unseres Planes und seines Gelingens liegt."

— „Sprecht es aus."

— „Es heißt: Beherrschung Eurer Leidenschaft. Ihr werdet mich verstehen."

— „Vielleicht nicht ganz."

— „Nun: die Herzogin darf von Eurem Verhältnisse zu Adelgunden keine Wissenschaft, ja keine Ahnung erhalten."

— „Und doch habt Ihr, wie Ihr mir sagtet, von meinem Interesse, welches ich an dem geliebten Mädchen nehme, bereits gesprochen?"

— „Allerdings. Doch gab ich diesem Interesse zugleich eine andere, eine unschuldige Bedeutung."

— „Wenn das ist, so könnt Ihr auf mich rechnen," sagte St. Truyen entschieden. —

— „Dann liegt das Gelingen in Eurer eigenen Hand. Denn Ihr werdet den Willen

Margarethens nur dann mit voller Sicherheit beherrschen, wenn Ihr der Beherrscher Ihres Herzens zu bleiben versteht. Und daß Ihr in ihrem Herzen bereits unbewußt einen wichtigen Platz gewonnen, das kann ich Euch verbürgen."

— „Gut. Doch Adelgunde . . .?"

— „So weit ich es für nöthig hielt, habe ich sie bereits von Allem unterrichtet. Und da sie nunmehr weiß, daß Eure ganze Sicherheit von ihrer Vorsicht abhängt, so wird sie ihr Gefühl beherrschen, umnicht zum Verräther an Eurem Glücke zu werden."

— „Sie ist ein schwaches, unerfahrenes Mädchen . . . Wird sie stark genug sein, unter allen Verhältnissen . . ."

— „Ihre Seele ist stark, wie ihr Herz, und ihre Liebe zu Euch ist innig verwandt mit diesen Kräften. Ich vertraue Adelgunden, weil sie Euer Glück höher achtet, als ihr Leben."

— „Doch was soll endlich daraus werden . . .?"

— „Laßt diese Frage, bis Ihr am Ziele seid. Dann, wenn Ihr über diejenige Macht — über diejenige feste, unumschränkte Macht gebieten werdet, nach welcher Ihr jetzt strebt, dann werdet Ihr auch die Mittel finden, um diese Frage Euch nach Euren eigenen Wünschen durch die That zu beantworten.“

— „Und bis dahin?“

— „Fordere ich von Euch, was Eure Liebe zu Adelgunden betrifft, nicht etwa Verläugnung Eurer Gefühle gegen Euch selbst, sondern nur die Beherrschung derselben, in so weit dies Euer und unser Beider Interesse nothwendig erheischt — also, im eigentlichen Sinne nur Vorsicht, jedoch in der weitesten Bedeutung des Wortes. Ihr werdet die Geliebte jetzt öfter sehen, als sonst . . . Dies sei Euch Grund genug, um Eure Wachsamkeit auf Euch selbst zu verdoppeln; denn kein Laut, kein Blick, keine Bewegung darf einem Dritten Eure Empfindungen verrathen. Daher vermeidet es vor Al-

lem, sie allein zu sehen. Es ist dies eine gefährliche, verführerische Gelegenheit, wo das Gefühl auch den weisesten Verstand zu betrügen vermag . . . Bedenket nur immer, daß der Zufall eben so viele verrätherische Blicke — daß diese Wände doppelt so viele Ohren haben können, als es Lauscher in diesem Palaste giebt. — Indeß werden die Umstände im Verlaufe der Zeit Euren Wünschen manchen günstigen Moment bieten, in welchem ich selbst die Sorge für Eure Sicherheit, ohne Gefahr werde auf mich nehmen dürfen . . . Und dies allein genüge Eurem Herzen. — In dieser Weise könnt Ihr denn auch jetzt, bevor die Stunde Eures Dienstes schlägt, die Geliebte sehen. Ich habe Zeit und Ort, nach genauem Erforschen, als geeignet gefunden, und ich hoffe, es wird Euch wohl thun, ein Wort mit ihr zu reden."

Hiermit begab sich der Pater an die Thür, welche nach dem Vorsaale führte, schob behut-

sam den Riegel vor, und entfernte sich dann in ein anderes Gemach.

Wenige Minuten darauf trat aus demselben Adelgunde ein. Ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie St. Truyen erblickte, und mit einem Ausruf der innigsten Zärtlichkeit flog sie in die Arme des Geliebten:

— „So sehe ich Dich endlich wieder!

— „Und an diesem Orte!“ setzte St. Truyen, einen glühenden Kuß auf ihre Stirn drückend, bedeutungsvoll hinzu.

— „Ja, an diesem Orte . . .“ lispelte Adelgunde. „Ach, ich kann in Allem, was seit gestern geschehen, mich noch gar nicht finden, obgleich der gute Pater mir bereits Alles erklärt hat. Es ist mir noch immer wie ein Traum — wie ein Traum, der mich zwar mit Freude, aber auch mit Unruhe — ja mit großer Unruhe erfüllt.“

— „Die Zeit Geliebte, wird Dich ruhiger werden lassen.“

— „Wollte Gott!“ sagte Adelgunde mit einem leichten Seufzer. „Denn . . .“

Sie wollte weiter sprechen, unterbrach sich jedoch schnell und schwieg. . . .

— „Sprich, Theure!“ bat St. Truyen, voll zärtlicher Besorgniß.

. . . — „Ach, Barlaimont, Du glaubst nicht, wie ich mich ängstige, seit ich mich hier befinde in diesen weiten, fürstlichen Gemächern, umgeben von so vielen fremden, höflich-kalten Menschen . . .“

— „Das ist der Neuheit erster Eindruck, theures Mädchen,“ beruhigte St. Truyen. „Zeit und Gewohnheit werden das bald ändern, und Du wirst diesen Ort, an welchem Du gut und sicher aufgehoben bist, bald liebgewinnen. Doch sprich, Geliebte, wie nimmt sich die Herzogin gegen Dich? So viel ich weiß, will sie Dir wohl, und Viele an diesem Hofe werden Dich um diese Gunst beneiden.“

Adelgunde seufzte und sprach dann nach einigem Zögern:

— „Die Herzogin ist freundlich und gütig gegen mich . . . Und dennoch . . . "

— „Nun?"

— „Dennoch gefällt sie mir nicht. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber es ist so . . . Ihre Worte sind so liebreich und freundlich, und doch klingen sie so ernst, so kalt und streng, und in ihrem Blicke liegt Etwas, was mir Furcht einflößt . . . Ich fühle mich ganz beklommen in ihrer Nähe, und wenn ich zu ihr sprechen will, schnürt es mir fast das Herz zusammen . . . Ach, Geliebter! und doch weiß ich, daß ich hier besser aufgehoben bin, als ich es anderswo gewesen . . . Weiß ich doch, daß ich Dich nun recht oft, täglich sehen werde — und das ist ja Alles, Alles was ich wünsche!"

— „Doch der Pater, mein Kind, wird

Dir gesagt haben, unter welcher Bedingung wir uns hinfort nur sehen dürfen . . . ?"

— „Er hat mir's gesagt," sprach Adelgunde, indem sie traurig das schöne Haupt sinken ließ.

— „Du bist betrübt darüber?"

— „Ach, nein; und wenn ich's auch für einen Augenblick zu sein scheine, so ist's doch bald vorüber. Ich habe dem Pater in diesem Punkte strengen Gehorsam angelobt, und so schwer es auch meinem Herzen wurde, so that ich es doch gern und willig."

— „Gutes Mädchen!"

— „Weiß ich doch, daß es um Deinetwillen . . ."

Die Pendüle im Vorzimmer schlug jetzt Sechs. Zugleich öffnete sich die Thür des andern Gemaches, und der Pater erschien.

— „Die Zeit ist um, meine Kinder," sagte er. Noch einmal umarmten sich die Liebenden.

Dann nahm der Geistliche Adelgunden bei der Hand, und entfernte sich mit ihr.

Und St. Truyen kehrte in den Vorsaal zurück. —

Viertes Kapitel.

Eine Audienz. — Hoffnungen. — Bedenkliches Zusammentreffen. —

Margaretha empfing den neuen Geheimschreiber anfänglich nicht mit so sichtbaren Zeichen des Wohlwollens, wie man, nach den Umständen, unter welchen die Ernennung desselben Statt gefunden, es hätte voraussetzen dürfen. Sie schien übel gelaunt und nahm die Worte St. Truyen's, mit welchen derselbe seinen Dank für die, durch seine Berufung auf einen so ehrenvollen Posten ihm gewordene Auszeichnung, aussprach, um Vieles gleichgültiger auf, als

sich hätte erwarten lassen. Es lag in ihrem Benehmen eine gewisse Lauheit, Theilnahmlosigkeit und Unbestimmtheit, wodurch dasselbe um so auffallender und verletzender erscheinen mußte, als es mit ihrem sonstigen lebhaften, entschiedenen Charakter, wenig harmonirte. Ganz gegen ihre Gewohnheit, dem mit ihr Sprechenden fest und frei in's Gesicht zu sehen, blickte sie nur selten auf; und wenn ihr Auge auf St. Truyen fiel, so schien dies nur wie zufällig zu geschehen.

Indeß würde der unpartheiische, scharfblickende Beobachter, in dem Benehmen der Herzogin ganz etwas Anderes gefunden haben, als das, was das gewöhnliche Auge darin wahrnehmen konnte. Er würde in demselben leicht eine gewisse gezwungene Zurückhaltung — eine schwer unterdrückte Verlegenheit — eine innere, nur mühsam beschwichtigte Unruhe entdeckt, und das Resultat daraus gezogen haben,

daß die bemerkbare Mißlaune Margarethens, so wie die auffallende Gleichgültigkeit derselben, lediglich ein Product der Verstellung sei, welche unzweifelhaft auf die Erreichung tief verborgener Absichten berechnet sein müsse. —

Erst als das Gespräch sich geschäftlichen Gegenständen zugewendet hatte, nahm das bisherige, scheinbar theilnahmlose Wesen der Herzogin, einen andern, natürlichern, und daher wohl auch freundlichern, wohlwollendern Charakter an.

Während sie St. Truyen zum ersten Male frei und nicht ohne ein gewisses geheimes Interesse in's Gesicht blickte, sagte sie im Verlaufe des geführten Gespräches, in einem außerordentlich gütigen, fast herzlichen Tone:

— „Ich sehe, Ihr seid mit den Angelegenheiten dieser Provinzen auf's Innigste vertraut . . . Es ist mir lieb, zu finden, daß meine Voraussetzungen in dieser Hinsicht mich nicht

getäuscht haben, und freue mich meiner Wahl. Gleichwohl bedaure ich aufrichtig, für den Augenblick Euch nicht einen Platz anweisen zu können, welcher Euren Fähigkeiten mehr entspräche, als dies hier der Fall sein dürfte."

— „Eure Gnade, Frau Herzogin," versetzte St. Truyen ehrfurchtsvoll, „hat mich auf einen Platz gestellt, auf dessen Besitz ich stolz bin und der mein höchstes Glück ausmacht . . . Es ist dies das beneidenswerthe, unschätzbare Glück, unter den Augen meiner gnädigsten Fürstin dem Staate meine geringen Dienste widmen zu dürfen."

Margaretha betrachtete den Secretair einen Augenblick mit sichtbarem Wohlwollen und sagte dann:

— „Ich werde sehen, was sich in der Folge thun läßt. Die Geschäfte häufen sich von Tag zu Tag, und der Kardinal beklagt sich über die große Last der Arbeit . . . Ich bin der Klagen müde . . . Auch fürchte ich,

daß in die ohnedies schwierigen Angelegenheiten dieses Landes, Verwirrung kommen könnte, und ich werde dem vorbeugen müssen. — Ihr seid unterrichtet und gewandt. Euer Eifer, Eure Jugendkraft versprechen eine raschere, durchgreifendere Thätigkeit . . . Ich werde gelegentlich weiter davon sprechen."

Eine leichte Handbewegung, von welcher die letztern Worte begleitet waren, kündigte St. Truyen an, daß er beurlaubt sei.

Als derselbe sich der Thür zuwandte, rief ihn die Herzogin nochmals zurück, heftete einen langen Blick auf ihn, und sagte dann mit einiger Verwirrung:

— „Meine Dienerschaft hat Befehl, Euch künftig ungemeldet vorzulassen . . . "

In demselben Augenblicke entglitt Margarethen das Taschentuch. St. Truyen hob es auf und überreichte es.

In dem Moment, wo hierbei ihre Hände sich berührten, trafen sich ihre Blicke.

Das Auge der Herzogin senkte sich verwirrt zu Boden. Hohe Purpurröthe überzog ihr Gesicht, ihr Busen hob sich stürmisch und ihre Hand, welche St. Truyen inzwischen gefaßt hatte, zitterte heftig.

Unentschlossen hielt er sie einen Augenblick in der seinigen; dann zog er sie feurig an seine Lippen.

Ein Schrei in dem anstoßenden Kabinet, zu welchem eine Glasthür führte, schreckte Beide auf.

St. Truyen eilte hin, öffnete und warf einen Blick hinein.

In demselben Moment sah er in einem gegenüber hängenden Spiegel auf seinem Gesicht die Farbe wechseln.

— „Was ist's?" fragte zugleich die Herzogin, schwankend zwischen Verwirrung und Schrecken.

— „Eine junge Dame, gnädigste Frau," antwortete St. Truyen, mit einem verstohlenen

Blick auf das Innere des Kabinets, unter gleichgültigem Lächeln, „eine junge Dame, welche sich durch einen Nadelstich verwundet . . .“

— „Ah, Adelgunde“ . . . sagte beruhigt die Herzogin. „Das arme Kind, ich hatte seiner ganz vergessen . . . Ich danke Euch, St. Truyen.“

Der Secretair verbeugte sich und ging.

Ein mehr als wohlwollender Blick Margarethens begleitete ihn bis zur Thür.

Fünftes Kapitel.

Unvorhergesehenes Zusammentreffen. — Einige Differenzen. — Gegenseitige Verständigung. —

Mittlerweile eilte Aliagamiro mit raschen Schritten durch die Straßen, welche, von der Wohnung des Kardinals, auf dem gradesten Wege nach dem Thore von Löven führten, das er passiren mußte, um seine bisherige Besitzung zu erreichen. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde, befand sich der Don wieder außerhalb der Ringmauer von Brüssel, und wandte sich nun seitwärts, einem ihm wohlbekannten Fußwege zu. Als er hier eine Strecke fortgegangen war und sich zufällig umsah, erblickte er,

in kurzer Entfernung hinter sich, einen Mann, welchen er, seit er die Wohnung des Kardinals verlassen, schon öfters in seiner Nähe bemerkt zu haben glaubte. Der Mann trug einen ziemlich groben Oberrock — hohe, weite Reiterstiefeln — abgetragene Kopfbedeckung, und hatte das Ansehen eines Menschen der niedern Bedientenklasse.

Es war derselbe, welcher vor etwa anderthalb Stunden, nach dem Zusammentreffen Aliagamiro's mit van der Hoornstraten, dem Erstern unbemerkt nach Brüssel gefolgt war.

Aliagamiro blieb jetzt stehen, in der Absicht, den Fremden an sich vorüber gehen zu lassen. Vergebens. Auch der Fremde machte Halt, und schien entschlossen, seine Verfolgung des Don nicht aufgeben zu wollen.

Da schritt Aliagamiro auf ihn zu und sagte:

— „Mein Freund, ich sehe, wir haben Einen Weg . . .?“

— „Ich bin Euer Freund nicht, weil ich überhaupt keines Fremden Freund bin," erwiederte Jener kurz und mürrisch.

— „Wir gehen aber Einen Weg . . . Oder nicht?"

— „Ich habe das Euch noch nicht gefragt."

— „Ihr folgt mir schon eine Zeitlang auf dem Fuße . . . "

— „Ich habe mit Euch denselben Weg zurück gelegt. Hoffentlich ist die Straße nicht für Euch allein da."

— „Ihr scheint es aber auf mich abgesehen zu haben . . ."

— „Das ist möglich, auch nicht; wie Ihr wollt."

— „Wenn Ihr Etwas gegen mich habt, so laßt es uns hier abmachen; denn ich bin nicht Willens, Euch als meinen zweiten Schatten mit mir herum zu schleppen."

Bei diesen Worten hatte Aliagamiro sein Stilet hervorgezogen.

Als der Fremde dasselbe erblickte, sagte er in spöttischem Tone:

— „Laßt das Ding nur ruhig stecken. Ihr habt heute schon einmal umsonst damit gespielt.“

Aliagamiro war betroffen. Er betrachtete den Mann jetzt etwas genauer und steckte gleich darauf die Waffe wieder ein . . . Er hatte den Bedienten van der Hoornstraten's wiedererkannt.

Nach einer Pause sagte er:

— „Ich kenne Euch. Doch wozu die Umstände? Habt Ihr mir Etwas mitzutheilen? Sagt kurz und gut: was ist Euer Auftrag? —“

— „Ich habe keinen,“ entgegnete Jener. „Doch wenn Ihr für mich einen Auftrag habt, so stehe ich Euch zu Diensten. Sonst werdet Ihr schon erlauben müssen, daß ich noch für einige Zeit in Eure Fußstapfen trete.“

Aliagamiro versetzte:

— „Und wenn ich in der That einen Auftrag für Euch hätte . . . Ich kenne Euch ja nicht.“

— „Deshalb seid unbekümmert. Ihr seid an den rechten Mann gekommen.“

— „Das ist leicht gesagt.“

— „Ihr könnt Euch überzeugen.“

Mit diesen Worten hielt der Fremde dem Don einen Papierstreifen entgegen, worauf, von der Hand van der Hoornstratens geschrieben, dieselbe Adresse verzeichnet war, welche Aliagamiro am Morgen vom Letztern empfangen hatte und an welche er die besprochenen Papiere gelangen lassen sollte.

Als der Don die Zeilen gelesen hatte, sagte er:

— „Nun das ist zwar schon Etwas, worauf ich Euch einigen Glauben schenken darf. Aber eben darum werdet Ihr doch wissen können, daß ich, laut Verabredung, die Papiere

Euch binnen drei Tagen nach Brüssel in's Haus bringen und nicht jetzt auf offener Landstraße übergeben soll."

— „Das weiß ich. Aber eben so gut werdet Ihr auch wissen, daß es besser — ich meine sicherer für meinen Herrn ist, daß die Sache, statt in Brüssel, an einem entlegnern Orte abgethan wird."

— „Das mag sein. Indeß wißt Ihr doch, daß ich drei Tage Zeit habe . . ."

— „Und ich habe gerade eben so viel Zeit, um Euch zu begleiten, wohin Ihr auch immer geht. Ihr seht also, daß wenigstens die Zeit uns Beide nicht geniert."

— „Ihr seid etwas impertinent, mein Freund," sprach halb scherzend, halb ärgerlich, Aliagamiro.

— „Das behaltet für Euch," sagte Jener trocken.

— „Und wenn ich nun mein Versprechen

vielleicht dennoch nicht erfülle?" sagte der Don mit hämischem Lachen.

— „So werde ich das meinige erfüllen," versetzte gleichgültig der Andere.

— „Das Eurige?"

— „Das Meinige."

— „Worin besteht das? Ihr seht, ich bin etwas neugierig."

— „Wenn Ihr Lust bezeigen solltet, es darauf ankommen zu lassen, so kann und wird Eure Neugierde befriedigt werden. Machen wir d'rum nicht unnöthige Worte, und warten die Zeit ab."

— „Ihr seid ein kurioser Mensch," sagte Aliagamiro. „Wozu wollen wir unsere Sache aufschieben? Ich pflege dergleichen Dinge, bei welchen man nicht genau weiß, woran man ist, immer gern so bald als möglich in's Reine zu bringen, — zumal wenn sich dazu eine solche gute Gelegenheit bietet, wie eben jetzt. — Hört mich also. Es hat sich seit einer Stunde in unserer

Sache Etwas ereignet, das mich nöthigt, die Papiere Eurem Herrn persönlich einzuhändigen."

— „Mein Herr ist aber nicht mehr in Brüssel," versetzte Jener.

— „Thut nichts. Ihr könnt mich zu ihm begleiten. Ich folge Euch, wohin es auch sein mag. Hoffentlich werden wir ihn in Mecheln finden."

— „Nach Mecheln wollt Ihr mitkommen?" fragte verwundert der Bediente.

— „Es ist das zwar ein weiter Weg; aber es kommt mir darauf nicht an. Ich habe eben Ursache, es mit einigen Meilen Weges nicht so genau zu nehmen."

Jener blickte Aliagamiro mißtrauisch an, und sagte:

— „Ich hoffe, Ihr werdet nicht daran denken, mich zu hintergehen."

— „Seid unbesorgt."

— „Ihr wollt mir also im Ernst nach Mecheln folgen?"

— „Gewiß . . . Doch vorausgesetzt, daß ich van der Hoornstraten dort treffe.“

— „Darauf könnt Ihr rechnen.“

— „Sind wir also einig?“

— „Wir sind’s.“

— „Nun so will ich Euch Etwas sagen,“ sprach Aliagamiro weiter. „Kommt mit mir in meine Wohnung und wartet dort ein halbes Stündchen. Dann begeben wir uns miteinander nach Brüssel und nehmen dort ein Fuhrwerk. So können wir morgen mit Sonnenaufgang in Mecheln sein. Seid Ihr’s zufrieden?“

Jener versetzte:

— „Ich danke Euch für Euer Anerbieten. Des Fuhrwerkes wegen, bin ich mit Euch einverstanden. Doch kann ich Euch nicht in Eure Wohnung begleiten . . . Ich werde Euch vielmehr vor derselben erwarten. Hoffentlich wird Euch das gleich sein.“

— „Ihr fürchtet Euch . . . .“ sagte Aliagamiro mit spöttischer Miene. „Ich vergaß, daß Ihr eine ansehnliche Summe Geldes bei Euch führt . . . .“

— „In diesem Punkte urtheile ich ehrenwerther von Euch, als Ihr zu glauben scheint,“ entgegnete der Bediente. „Freilich führe ich eine ansehnliche Geldsumme bei mir . . . Ihr müßt das deshalb voraussetzen können, weil ich Auftrag habe, die Papiere von Euch in Empfang zu nehmen. Allein nicht deswegen weigere ich mich, Euch in Eure Wohnung zu folgen, sondern nur aus dem Grunde, weil es der Anweisung zuwider sein würde, welche ich in der Sache zu beobachten habe. Und ich bin gern pünktlich in meinem Dienste.“

— „Thut, wie Ihr wollt,“ sagte Aliagamiro.

— „Gehen wir also.“

— „Gut.“

Hiermit schritten Beide der Besitzung zu, deren graues, alterthümliches Wohngebäude man bereits, in nicht zu weiter Entfernung, zwischen den Gebüschen liegen sehen konnte.

Sechstes Kapitel.

Die Verabschiedung. — Ein neuer Plan. — Reise-Vorkehrungen. — Die Reise. — Ankunft in Mecheln. —

Als die Dahingehenden nach Verlauf einer kleinen halben Stunde das Ziel ihrer Wanderung erreicht hatten, begab sich Aliagamiro in's Haus, während sein Begleiter vor der Thür auf einer Bank Platz nahm.

Auf dem Flur stieß der Don auf die Haushälterin.

— „Isaura,“ sagte er zu derselben, nachdem sie ihm in den Vorsaal gefolgt war, in dem ihm eigenthümlichen kurzen, mürrischen Tone, „Ihr seid elf Jahre in meinen Dien-

sten . . . Von heute ab habt Ihr einen andern Herrn. Dieses Haus gehört mir nicht mehr, und der neue Besitzer ist ein ehrenwerther Herr, der für Euch sorgen wird . . . Wenigstens könnt Ihr darauf rechnen, nach wie vor in seinem Dienste zu bleiben. Ich verlasse binnen einer Stunde dieses Haus und kehre nicht zurück."

Die also Angeredete war einen Augenblick sprachlos vor Ueberraschung, und als sie darauf eine Frage an den Don richten zu wollen schien, unterbrach sie derselbe, indem er sagte:

— „Sprecht kein Wort . . . Ich habe nicht Zeit, Euch anzuhören oder Euch weitere Auskunft zu geben. Es ist so, wie ich Euch gesagt habe. Indeß nehmt hier, was Ihr noch an Lohn bei mir stehen habt."

Hiermit zählte Aliagamiro einiges Geld auf den Tisch, verließ dann das Gemach, und begab sich die Treppe hinauf, in sein Zimmer.

Daselbst verriegelte er sorgfältig die Thür, legte die Goldrollen und Papiere, welche er bei sich trug, ab, und warf sich in einen Lehnstuhl. —

In halb sitzender, halb zurück gelehnter Stellung — das Haupt schwer auf die Hand gestützt — die Augen starr und ausdruckleer auf den Boden geheftet und eher einem Wachsbilde, als einem lebenden Wesen gleichend, saß Aliagamiro wohl zehn Minuten lang bewegungslos da. Jedwede Lebensthätigkeit schien seinem Körper entwichen zu sein. Kein Athemzug hob und senkte seine Brust, und seine starren, fast leichenähnlichen Gesichtszüge, entbehrten auch des leisesten Merkmales irgend einer Seelenthätigkeit.

Gleichwohl arbeitete sein Geist in diesen Augenblicken geschäftiger und angestrengter denn sonst, und seine scheinbare, allgemeine Apathie, war lediglich ein krankhafter Zufall, unter welchem sich eben solche, bis zur Excentricität er=

höhte Seelenthätigkeit, häufig an ihm zu äußern pflegte, und welche widernatürliche Erscheinung sich auf eine außerordentliche Ueberreizung seiner sanguinischen Gemüthsstimmung, gründen mochte.

Endlich schien seine Gestalt wieder Leben zu erhalten. Das fahle, todtenähnliche Gesicht, färbte sich allmählig etwas dunkler — die Augen erhielten wieder einen matten Glanz — die Lippen bewegten sich zuweilen, jedoch ohne einen Laut hervorzubringen.

Erst nach mehren Minuten gewann er die Sprache wieder, und anfänglich flüsternd, dann mit immer festerer Stimme, jedoch in kurzen, abgebrochenen Sätzen, führte er folgendes Selbstgespräch:

— „Also wieder bin ich ein Obdachloser, ein Ausgewiesener, ein Verfolgter in diesem Lande — wieder ein unstät Umherirrender in einem Lande, in welchem ich, unter dem Schutze des ausersehenen Opfers, endlich mein Werk

zu vollbringen und dann selbst zu enden gedachte! — "

„Elf Jahre, welche die lebenverzehrende Folter der Furcht und der Hoffnung, der Erwartung und der Ungewißheit mir zu eben so viele tausende werden ließ, sind in Nichts zerronnen . . . Elf lange Jahre, welche ich rast- und ruhelos damit zugebracht, den Feind zu locken und den Köder zuzurichten, sind nutzlos dahin . . ."

„Das Geschick, die Vorsehung, oder welche Macht, welches Wesen es sonst sein mag, mißgönnt mir meinen Sieg — mißgönnt mir meine Rache . . . Doch, Schicksal, Du bezwingst mich nicht! Immerhin konntest Du Das Eine vereiteln — das Andere wirst Du nimmer, nimmer! — "

Hier schwieg er plötzlich und schien einige Sekunden lang in düsteres Sinnen verloren.

Dann fuhr er mit erhöhter Lebhaftigkeit fort:

„Und was ist vereitelt? Was ist verloren? Im Grunde nichts. Es sind nur andere Mittel, zu deren Anwendung ich gezwungen worden . . . Die That, die längst ersehnte That — die Rache, bleibt dieselbe . . . und fast habe ich diesen Tausch nicht zu bereuen. Ich will doch sehen:“

„Erst war mein Zweck, dem Feinde einen Skorpion an's Herz zu setzen, dessen Stachel er, in unvergänglichen Gewissensqualen, bis über's Grab hinaus empfinden sollte . . . Jetzt wird es anders sein. In der langsam marternden Vernichtung eines nahverwandten, selbstgezeugten Lebens, möge er, unbewußt, mit eigener Hand sich das Messer wetzen, das sein Herz zerfleischen soll! —“

„Dieser Zweck, diese Art der Rache, ist schmerzvoller, ist teuflischer als die erstere. Allein die Zeit kann ihre Wunde heilen. Sie kann's, weil der Schlag nur das Herz, nicht

die Seele trifft . . . Aber er kann das Herz auch brechen — ja, er kann's! — "

„Nun, und wenn es bricht? Wenn die Waffe, in des Schicksals Hand gegeben, tiefer dringt, als sie soll? . . . Dann — dann hat der Tod uns quitt gemacht — quitt, auf immer! — "

„Wohlan, Kardinal, wir wollen sehen . . . Nicht lange mehr, und die Stunde ist da, in der Du ehrlich zahlen sollst, was Du mir schuldest! — "

Hiermit erhob sich Aliagamiro, öffnete ein Pult, in welchem sich, außer einigen andern Gegenständen, größtentheils nur Schriften befanden, und packte Alles in eine Schatulle. Demnächst begab er sich in jenes geheime Gemach, in welchem er einen Theil der vergangenen Nacht zugebracht hatte, und beschäftigte sich damit, die daselbst auf einem Tische zerstreut und durch einander liegenden Papiere schnell zu ordnen und zu verpacken.

Als er bei dieser Gelegenheit eine in Form eines Briefes abgefaßte Schrift in die Hand nahm, hielt er mit seiner Beschäftigung plötzlich inne, heftete einen langen, schadenfrohen Blick auf dieselbe und murmelte die Worte in sich hinein:

„Das sind die süßen, kostbaren Zeilen, aus welchen jedes Wort einen Todesseufzer, jeder Buchstabe einen Schmerzenslaut der ausgesuchtesten Folterqualen gilt. — Du sollst Dich nicht unter der großen Masse dieser Zeugnisse blutiger Thaten verlieren . . . Du bist mir ein zu werthvoller Schatz . . . Du sollst an meinem Herzen ruhen.“

Hiermit legte er das Papier sorgfältig in eine besondere Brieftasche, welche er unter der Kleidung, an einem Bande befestigt, unmittelbar auf der Brust trug.

Demnächst packte er die übrigen Schriften zu den erstern in die Schatulle, legte die Goldrollen hinzu und verschloß dieselbe. Als

er auch hiermit fertig war, öffnete er den kleinen, niedrigen Kasten, welcher auf der Erde des geheimen Gemaches stand. Es befanden sich darin mehre, augenscheinlich einem Kinde im Alter von vier bis sechs Jahren gehörige Kleidungsstücke von den feinsten Stoffen und vom Schnitte der spanischen Kindertrachten. Er schien dieselben, gleichsam um sich zu versichern, daß nichts daran fehle, den Stücken nach zu zählen. Dann band er sie zu einem kleinen Bündel zusammen und versiegelte dasselbe, nachdem er es nochmals sorgfältig emballirt hatte.

Als Aliagamiro endlich mit Allen diesem im Reinen war, nahm er die Schatulle in die eine, das Bündel Kleidungsstücke in die andere Hand, schloß das Zimmer und ging in den Vorsaal hinab.

Isaura harrte hier seiner, in der Hoffnung, über den plötzlichen Aufbruch ihres Herrn,

so wie über die Person ihres künftigen Gebieters, einige Aufklärungen zu erlangen.

Als sie sich jedoch dem Don mit einer darauf bezüglichen Frage näherte, versetzte derselbe kurz und mürrisch:

— „Sparet Eure Worte. Was Euch zu wissen nöthig ist, habe ich Euch bereits mitgetheilt. Der neue Besitzer dieses Hauses wird sich zur Zeit schon einfinden, und wird Euch nicht vergessen . . . Er ist ein großmüthiger Herr. Also behüte Euch die heilige Mutter!“

Hiermit verließ Aliagamiro das Gemach und schritt, von den erstaunten Blicken der alten Haushälterin gefolgt, zum Hause hinaus.

Vor der Thür, in einiger Entfernung, bemerkte er den seiner Ankunft harrenden Bedienten van der Hoornstratens.

— „Es hat etwas lange gedauert, mein Freund,“ sagte der Don, indem er sich seinem

nunmehrigen Reisegefährten näherte. „Nun, wir wollen sehen das Versäumte nachzuholen.“

— „Es soll an mir nicht liegen,“ entgegnete Jener. „Ihr werdet jedoch bis Brüssel Eure Noth haben,“ setzte er mit einem Blick auf die Effecten, welche Aliagamiro unterm Arme trug, hinzu.

— „Hat nichts auf sich . . . Wird bis dahin schon gehen,“ sagte der Letztere, indem er die gewichtige Schwere der Schatulle zu verbergen suchte und sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

— „Gebt nur das Bündel da her; ich sehe, es wird Euch doch zu viel . . . Ich bin leer und kann das Wenige schon tragen.“

Aliagamiro warf verstohlen einen prüfenden Blick auf seinen Begleiter. Dann sagte er zögernd und mit verstecktem Mißtrauen.

— „Ich danke Euch, danke Euch . . . Es wird die halbe Stunde Weges schon gehen . . . Kommt nur.“

Hiermit verließen Beide die Besitzung und schritten auf demselben Fußwege, welchen sie hergekommen waren, dem nahen Brüssel zu.

Wenige Stunden darauf bestiegen sie ein rasches Fuhrwerk, und bevor noch der folgende Tag den Osten färbte, hatten sie die festen Thore von Mecheln erreicht. —

Siebentes Kapitel.

Im Hause Noicarmes' zu Mecheln. — Eine politische Versammlung. — Gegenstand der Verhandlung derselben. —

Der Verlauf der Erzählung führt uns jetzt zu Personen und Verhältnissen zurück, welche wir seit geraumer Zeit fast ganz aus dem Auge verloren haben. —

Es war in den ersten Vormittagstunden desselben Tages, an welchem Aliagamiro mit seinem Reisegefährten in Mecheln eintraf, als Noicarmes, mit noch drei andern uns wohlbekannten Männern, sich in jenem bestaubten, alterthümlichen Saale befand, welcher, wie der Leser sich noch erinnern wird, im Hause dieses

eben so charakteristischen als ehrenwerthen Juristen und Politikers, die einzige wohnliche Räumlichkeit ausmachte. —

Der Hausherr hatte diesmal nicht, wie es sonst, wenn er seine politischen Freunde bei sich sah, der Fall zu sein pflegte, seinen gewöhnlichen Platz am obern Ende des Tisches eingenommen, sondern hatte denselben einem seiner Gäste überlassen — einem blonden, schlicht gekleideten Manne von mittler Statur, mit klugen, lebhaften Augen und von edlen, einnehmenden Gesichtszügen, welcher von den Anwesenden mit dem Prädikat „Hoheit" angeredet wurde.

Es war dies der Prinz von Oranien, welcher dieser kleinen Versammlung zu präsidiren schien.

Zur Rechten des Prinzen saß van der Hoornstraten, zur Linken der Pater Belasius.

Die Anwesenden schienen bereits längere Zeit conferirt zu haben.

— „Wie ich Euch sage, meine Freunde," nahm Oranien, im Verlaufe des Gespräches, nach einer Pause das Wort. Die Sendung Egmonts nach Spanien, ist verworfen worden. Dagegen wird morgen die des Herrn von Montigny im Staatsrathe beschlossen werden. Die Stimmen darüber sind zwar getheilt; doch ist die Mojorität auf unserer Seite. Auch ist die Bestallung Montigny's Behufs dieser Sendung, bereits entworfen. — Dies Alles, meine Freunde, erscheint uns nun zwar auf den ersten Blick als ein wichtiger Fortschritt in unserer Sache . . . Doch stellen wir uns einmal auf einen andern Standpunkt — nehmen wir die Dinge wie sie sind und nicht wie sie scheinen. Montigny geht nicht allein als unser Beschwerdeführer nach Madrid. Dies würde man uns niemals bewilligt haben. Sondern er geht auch zugleich nach Madrid als Gesandter des Staatsrathes, mit einer Beurtheilung oder eigentlicher mit einer Verurtheilung unse-

rer Beschwerden. Und was, frage ich, hat nun unsre gute Sache hiervon zu erwarten? Ich weiß es; denn der Rath hat seine Beurtheilung bereits ausgesprochen. Man hat die Wahrheit umgangen, man hat Thatsachen entstellt und man hat das Ganze darauf berechnet, dem Könige, statt eines mildern Verfahrens, nur neue Strenge abzugewinnen. So ist es, meine Freunde; und daß es so ist, wird uns früh genug Montigny's Rückkehr lehren. — Dieser Stand der Sachen ist es indeß nicht allein, was mich zu dem Entschlusse bestimmt hat, dessen ich bereits erwähnt habe. Auch noch folgende Umstände sind es. So wie die Angelegenheiten im Allgemeinen jetzt stehen, kann selbst die Entfernung Granvella's von den Geschäften, uns nur von geringem, ja fast von keinem Nutzen sein; denn das Uebel hat bereits so überhand genommen, daß seine Heilung auf legalem Wege, zur Unmöglichkeit geworden. Daher ist es das Weiseste, was uns jetzt zu thun übrig bleibt,

daß wir unter scheinbarer Unthätigkeit den Augenblick abwarten, wo wir stark genug sein werden, der Uebermacht des Despotismus im offenen Felde die Spitze zu bieten. Und dieser Augenblick liegt nicht mehr zu entfernt. — Ich werde daher nach der Rückkehr Montigny's, der Regentin meinen Austritt aus dem Staatsrathe anzeigen. Es wird mir nicht an Gründen fehlen, diesen Schritt vor Margarethen zu rechtfertigen und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sie mir dabei in den Weg legen dürfte. Ich ziehe mich dann in's Privatleben zurück und leite in Gemeinschaft mit unserm Freunde Hoorn, diesem wackern Admiral, die innern Angelegenheiten unseres Bundes *), während Brederode und Nassau die äußern betreiben. Bis dahin sei unser Augenmerk allein darauf gerichtet, unserer gemeinsamen Sache Freunde zu gewinnen und unter

*) Der nachmalige Geusen-Bund.

den schon gewonnenen, Friede und Eintracht zu erhalten. Unser Häuflein mehrt sich täglich, und die ehrenwerthesten Namen schließen sich uns an. Die Grafen Mansfeld, Kuilemburg, Bergen und Battenburg, so wie Johann und Philipp von Marnix haben bereits den Compromiß unterzeichnet. Und solche Namen sind unserer Sache Viel werth. Sie geben dem gemeinen Manne Muth und Zuversicht, und so werden wir denn mit Gottes Hülfe dereinst den Sieg davon tragen. — Jetzt, meine Freunde, ist die Zeit, welche mir vergönnt war, unter Euch zu verweilen, abgelaufen. Ich hoffe indeß, daß wir uns bald wiedersehen."

Hiermit erhob sich der Prinz, um sich zu verabschieden. Da wandte sich der Pater mit den Worten an ihn:

— „Verzeiht, gnädigster Herr, wenn ich Euch um einige Augenblicke bitte . . ."

Oranien nahm wieder Platz, und der Pater fuhr fort:

— „Einige Worte über St. Truyen, mein Prinz, sind es, deren ich mich noch zu entledigen habe.“

— „Sprecht!“

— „Die Lage des Secretairs, wißt Ihr, gnädigster Herr, ist in diesem Augenblicke von der Art, daß er äußerlich sich unserer Sache weniger zugethan zeigen darf, als jemals. Wichtige Gründe machen ihm dies zur Pflicht. Denn Einmal erheischt seine gegenwärtige Stellung zur Herzogin schon an und für sich die größte Behutsamkeit, und für's Andere macht es ihm sein schwieriges Verhältniß zum Kardinal, welcher jetzt aus mehr als einem Grunde die Schritte St. Truyen's vielseitig bewachen läßt, vorzüglich nothwendig, sowohl seiner eigenen als auch unserer Aller Sicherheit wegen, Alles zu vermeiden, was ihn in den Augen der Hof-Parthei verdächtigen könnte. Er hat mich daher beauftragt, alle unsere Freunde, vorzüglich Euch, mein Prinz, auf diese seine Lage

besonders aufmerksam zu machen, damit ihm daraus keine Beargwöhnung seiner Ergebenheit für unsere Sache erwachsen könne. Um indeß uns Alle von dem dauerhaften und warmen Interesse zu überzeugen, welches er an unsern Angelegenheiten gegenwärtig nimmt und auch künftig nehmen wird, hat er sich gegen mich für seine Aufnahme in den Bund erklärt und zu diesem Zwecke auch den üblichen Compromiß unterzeichnet."

Hiermit übergab der Pater dem Prinzen eine Schrift, welche von Hand zu Hand ging und dann van der Hoornstraten, welcher dazu besonders autorisirt zu sein schien, zur Aufbewahrung übergeben wurde.

Der Prinz erklärte sich, in Betreff der Mittheilung des Paters rücksichtlich St. Truyen's, einverstanden. Dann sprach er noch mit Noicarmes über einige unwesentliche Gegenstände und verabschiedete sich.

Auch die übrigen Anwesenden brachen alsbald auf. Als van der Hoornstraten den Saal verlassen hatte und eben im Begriff stand, auf die Straße hinaus zu gehen, trat ihn einer seiner Leute mit der Nachricht an, daß in seiner Wohnung bereits seit mehren Stunden ein Fremder seiner harre. —

Achtes Kapitel.

Der Fremde. — Die Papiere. — Inhalt derselben. — Nähere Aufschlüsse. —

„Er wartet Oben im Vorzimmmer.“

Diese Worte erhielt van der Hoornstraten zur Antwort, als er seine Wohnung erreicht hatte und, in's Haus tretend, bei einem seiner Leute sich nach dem Fremden erkundigte.

In demselben Augenblicke näherte sich ihm der Reisegefährte Aliagamiro's.

— „Du bist schon zurück Thomas?“ fragte ihn verwundert der Hausherr.

Der Bediente flüsterte ihm einige Worte zu, worauf Jener sagte:

— „Bringe ihn auf mein Zimmer und sorge dafür, daß ich nicht gestört werde. Bis er wieder weggegangen, bin ich für Niemand zu sprechen.“

Der Bediente entfernte sich.

Van der Hoornstraten begab sich, die Treppe hinauf, in ein mit Büchern, Karten und physikalischen Instrumenten, welche in Unordnung, theils in Schränken aufgestellt waren, theils auf dem Fußboden umherlagen, fast ganz angefülltes Gemach, legte verschiedene Papiere, welche er bei sich trug, auf den Tisch ab, und warf sich in einen Lehnstuhl.

Unmittelbar darauf trat Aliagamiro ein.

— „Ihr seht, daß ich pünktlich bin,“ sagte derselbe mit einer leichten Verbeugung.

— „Und zuvorkommend dazu,“ bemerkte van der Hoornstraten, halb scherzend, halb ironisch.

— „Das ist ein *zufälliges* Verdienst,“ entgegnete lächelnd der Don.

— „Setzt Euch.“

Hiermit rückte der Hausherr seinem Gaste einen Stuhl zurecht.

Als Aliagamiro sich niedergelassen hatte, sagte van der Hoornstraten:

— „Ihr wollt die Papiere mir selbst überliefern?“

— „Ich verkehre nicht gern mit dritten Personen. Und da es meine Zeit gestattete, so zog ich es vor, die kurze Reise nicht zu scheuen.“

— „Ist mir Recht. Ich kann sie also gleich in Empfang nehmen?“

— „Das könnt Ihr.“

Hiermit zog der Don ein Paket Schriften aus der Tasche, öffnete dasselbe und legte mehre Briefe und Dokumente vor dem Hausherrn auf den mit Büchern und Correspondenzen schon ganz bedeckten Tisch.

Nachdem der Letztere die Papiere, wie es schien, mehr um von den verschiedenen Handschriften, als von dem Inhalte derselben Kennt-

niß zu nehmen, flüchtig durchgesehen hatte, sagte er zu seinem Gaste:

— „Verzieht einen Augenblick, ich bin bald wieder bei Euch.“

Hiermit verließ er das Gemach. —

Schon bevor van der Hoornstraten sich entfernt hatte, und namentlich während derselbe die ihm vorgelegten Schriften eingesehen, war die Aufmerksamkeit Aliagamiro's unablässig, jedoch verstohlen, auf eines der Papiere gerichtet gewesen, welche der Hausherr, gleich nach seinem Eintritt in's Zimmer, auf den Tisch abgelegt hatte.

Dieses Papier war mehrfach zusammengelegt; doch hatte sich eine Ecke desselben unversehens etwas zurück geschoben, so daß dadurch vom Inhalte einige Worte sichtbar geworden waren.

Kaum hatte daher van der Hoornstraten das Zimmer verlassen, als der Don, nachdem er sich, mit der Behutsamkeit eines Diebes, im

Gemache sorgfältig umgesehen, sich dem Tische näherte und bleich vor Angst und Begierde, das Papier ergriff.

Es war der von St. Truyen unterzeichnete Compromiß, welchen van der Hoornstraten in Verwahrung genommen hatte.

Die Hände Aliagamiro's zitterten, als er die Schrift entfaltete, und kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er plötzlich, wie vom Blitz getroffen, in sich zusammen schrak, während seinen Lippen unwillkührlich der Name St. Truyen entfuhr. —

Von welcher Art indeß die Erschütterung war, welche in diesem Augenblicke den Don so urplötzlich und gewaltig in seinem Innersten getroffen zu haben schien, ließ sich aus seinem äußern Wesen auch nicht im Entferntesten erkennen. Dasselbe trug in diesem Moment den Ausdruck aller nur denkbaren und bis zum Extrem gesteigerten Affecte, ohne daß ein einzelner

derselben als der schwächere oder überwiegende bezeichnet werden konnte. —

Indeß währte dieser Zustand nicht lange; denn Tritte, welche gleich darauf, vom Flur aus, sich dem Gemache näherten, verkündeten die Rückkehr des Hausherrn und brachten auf Alliagamiro eine wunderbare Wirkung hervor. Er schien plötzlich ganz verändert. Keine Spur irgend eines Affectes war mehr an ihm bemerkbar, und selbst der ruhigste Beobachter würde versucht gewesen sein, diese, in der Gemüthsbeschaffenheit dieses Menschen, mit der Schnelligkeit des Augenblickes vor sich gegangene, und den unglaublichsten Kontrast darbietende Veränderung, für ein Blendwerk zu halten.

Schnell, doch mit der größten Kaltblütigkeit, verbarg er das entwendete Papier in die Brusttasche seines Rockes und begab sich dann mit dem beispiellosesten Gleichmuth an seinen vorigen Platz.

Unmittelbar darauf trat van der Hoornstraten in's Zimmer.

— „Ich bin etwas lange geblieben," sagte er, während er neben den Papieren Aliagamiro's vier oder fünf Geldrollen auf den Tisch legte.

— „Die Zeit drängt mich nicht," versetzte trocken und ohne die geringste Verlegenheit, der Don.

— „Das ist mir um so lieber, weil ich dadurch überzeugt bin, daß Ihr um so bereitwilliger einem Verlangen nachkommen werdet, mit welchem ich Euch noch belästigen muß."

— „Womit kann ich Euch dienen?" fragte Aliagamiro.

— „Mit noch mancher Auskunft in derselben Sache, welche wir eben verhandeln."

— „Laßt hören."

— „Zuvörderst nehmt hier Euer Geld. Es ist richtig gezählt."

— „Ich glaube Euch."

Hiermit steckte Aliagamiro die Geldrollen ein, worauf van der Hoornstraten fortfuhr:

— „Nun sind die Papiere mein Eigenthum.“

— „Niemand wird das bestreiten.“

— „Ich habe sie Euch hoch bezahlt.“

— „Ihr habt selber den Preis bestimmt.“

— „Und Ihr habt ihn richtig empfangen.“

— „Richtig empfangen,“ bestätigte der Don.

— „Darum darf ich nun erwarten,“ sagte der Hausherr, „daß Ihr auch ein Uebriges thun und mir den möglichsten Nutzen gönnen werdet, den ich mir aus den Papieren zu verschaffen suche.“

— „Ich gönne Ihn Euch von Herzen.“

— „Wenn das ist, so werdet Ihr erlauben, daß ich die Papiere in Eurer Gegenwart durchsehe, und über das, was mir darin zweifelhaft oder unklar erscheinen sollte, mir Euer Gedächtniß zu Hülfe erbitte.“

— „Ihr habt mich bezahlt und ich werde Euch nach meinem besten Wissen dienen," sagte Aliagamiro.

— „Damit Ihr dies aber könnt," bemerkte van der Hoornstraten, „so müßt Ihr auch wissen, um was es mir bei den Papieren hauptsächlich zu thun ist.

— „Ihr habt vergessen, das ich das schon gewußt, als ich Euch die Papiere zum ersten Male zum Kauf angeboten. Ihr wollt, für's Erste, Gewißheit über das Schicksal Eurer Schwester . . ."

— „Meiner Schwester?" unterbrach van der Hoornstraten hastig und betroffen seinen Gast.

— „Nun, oder nicht Eure Schwester . . . Wie Ihr wollt . . . Nennen wir sie bei ihrem Namen . . . Hildegard von Brederode."

— „Wer sagte Euch, daß Hildegard von Brederode meine Schwester . . .?"

— „Ob Ihr wißt, wer es mir gesagt hat, oder nicht,“ versetzte Aliagamiro gleichgültig, „das thut nichts zur Sache. Aber daß ich es weiß, hättet Ihr schon längst merken können. Wie wäre ich sonst darauf gekommen, Euch die Papiere anzubieten? Der Verräther der meisten Geheimnisse — der Zufall — hat mir auch das Letzte entdeckt, was mir früher in der Sache noch Geheimniß gewesen.“

Van der Hoornstraten schwieg einen Augenblick und war in Nachdenken verloren.

Dann sagte er:

— „Nun, da Ihr das wißt, so ist es vielleicht desto besser. Wir können offen von der Sache reden und Ihr werdet mir desto leichter Aufschluß geben können. Es soll Euer Schaden nicht sein.“

— „Ich bitte Euch, mich nicht für allzu geldgierig zu halten,“ sagte Aliagamiro, mit einem Anflug beleidigten Ehrgefühls, dem er jedoch einen scherzhaften Anstrich zu geben suchte.

„Die Auskunft, welche Ihr verlangt, werde ich Euch geben, so gut ich kann, und möget Ihr sie als eine freiwillige Gefälligkeit betrachten, die ich Euch in den Kauf gebe.“

— „Wie Ihr wollt,“ versetzte van der Hoornstraten, worauf er die Papiere zur Hand nahm und einige Augenblicke darin blätterte, während seine Gedanken jedoch mit etwas Anderm beschäftigt zu sein schienen.

Endlich legte er die Schriften wieder vor sich nieder und sagte:

— „Ihr kennt die Geschichte meiner Schwester?“

— „Den Anfang zwar nicht; doch das Ende vollkommen,“ entgegnete der Don, die letztern Worte besonders betonend.

— „Vielleicht nützt es mir, wenn Ihr auch den Anfang wißt. Hört mich also.“

Aliagamiro schwieg, und van der Hoornstraten begann:

— „Ich hatte eine Schwester, Namens Hildegard. Sie war jung, schön und tugendhaft. In Folge des Vermächtnisses eines nahen, kinderlosen Verwandten mütterlicher Seits, eines Freiherrn von Brederode, dessen Vermögen und Namen sie, kaum fünf Jahre alt, ererbt hatte, war sie zugleich das reichste Mädchen in Brügge, ihrer Vaterstadt. Dies war, neben vielen Eigenschaften, welche sie vor tausend Andern ihres Geschlechts vortheilhaft auszeichneten, ein Grund mehr, um sie in der Männerwelt schon frühzeitig zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen. — Indeß hatte das Haus meiner Eltern sich schon längst mit großem Eifer, obwohl immer noch im Geheimen, zur neuen Glaubenslehre bekannt. Daher kam es denn, daß viele Männer von Rang, Abkunft und Vermögen, welche sich um die Hand meiner Schwester bewarben, darum kein geneigtes Ohr fanden, weil sie der römischen Kirche angehörten. Zugleich gab dieser

Umstand aber auch mittelbare Veranlassung, daß Hildegard in ihrem achtzehnten Jahre nach Mons, dessen Bevölkerung damals, wegen der nahen Verbindung mit den Häuptern der Hugenotten, größtentheils aus Reformirten bestand, auf längere Zeit zu einer Verwandten gethan wurde . . ."

— "Zur Freifrau von Breethwedel," bemerkte Aliagamiro, welcher der Erzählung des Hausherrn mit großer Aufmerksamkeit zuhörte.

Van der Hoornstraten nickte beistimmend und fuhr darauf fort:

— "Es ist hier nicht der Ort, mich bei Nebendingen aufzuhalten. Auch thut das Verschweigen kleinerer Umstände hier, beim Anfange der Geschichte, nichts zur Sache. Später werde ich ausführlicher darin sein. — Kurz, bevor noch ein halbes Jahr verging, ward das Herz Hildegard's in eine Neigung zu einem Manne verstrickt, dem sie blindlings die heiligsten Kindespflichten, Ehre, Vermögen und Va-

terland opferte. Sie war eines Tages aus Mons verschwunden, bevor noch die würdige Frau, unter deren Obhut sie sich befand, auch nur eine Ahnung von der unseligen Neigung ihrer Pflegebefohlenen erhalten hatte. — Sie hinterließ über Alles, was sie und ihr unglückliches Verhältniß betraf, nichts weiter, als ein ewiges Lebewohl an die Ihrigen und die Betheurung, daß sie ihrem Entführer freiwillig gefolgt sei, weil Glaubensverschiedenheit ihr in der Heimath eine Verbindung mit demselben unmöglich gemacht habe."

— „Und wer war ihr Entführer?" fragte der Don, mit einem scheuen Blicke auf den Hausherrn, welchen die Erzählung sichtbar weich gestimmt hatte.

— „Wenn ich Euch das sagen könnte," versetzte derselbe in kaltem, verächtlichem Tone, „dann würdet Ihr wahrlich der Letzte sein, mit dem ich davon spräche."

Aliagamiro biß sich heimlich in die Lippen und schwieg.

Nach einer Pause fuhr van der Hoornstraten fort:

— „Den ersten aufgefundenen Spuren nach, schienen die Flüchtigen sich nach Spanien gewandt zu haben. Allein alle Nachforschungen, welche dahin zu ihrer Entdeckung angestellt wurden, blieben fruchtlos. In der Folge unternahm ich zu gleichem Zwecke jahrelange Reisen. Die entferntesten Dörfer, Städte und Länder — alle Klassen der Gesellschaft — Hütten, wie Paläste durchsuchte ich, um ihren Aufenthalt zu erforschen. Umsonst. — Und so wurde denn die Verlorene als todt beweint."

Hier unterbrach sich van der Hoornstraten einen Augenblick, während er sich trüben Erinnerungen hinzugeben schien. Dann sprach er weiter:

— „Im sechsten Jahre nach dem Verschwinden Hildegards, waren an Einem Tage

uns beide Eltern heimgegangen. Der Gram über den Verlust der einzigen Tochter, hatte ihnen ein frühes Grab gegraben. — Auf dem Sterbelager mußte ich ihnen das Versprechen geben, noch einmal die Reise nach Spanien zu machen, um zum letzten Male die Verlorene zu suchen. — Noch in Trauerkleidern, trat ich die Reise an, und es war diesmal, als ob die Schatten der theuren Verblichenen meinen Schritten vorangingen; denn sie führten mich . . ."

— „Zu Eurer Schwester?" fragte der Don voll gespannter Erwartung.

— „Zu ihrem Grabe. —

— „Ihr waret in Amposta? fragte aufhorchend, und etwas schnell der Don."

— „In Amposta und auf dem Gottesacker daselbst. Hört, wie es zugegangen. — Bereits seit acht Monaten hatte ich Spanien abermals in allen Richtungen durchzogen, und abermals vergebens. Endlich alle Hoffnung aufgebend, brach ich eines Tages von Mo-

rella nach Tortosa auf, um mich von hier nach Menorca überzuschiffen. Da ward ich gegen Abend in einem Dorfe, nahe bei Amposta, von einem Ungewitter überrascht, das mich nöthigte, in dem elendesten Wirthshause, daß ich jemals betreten, Schutz zu suchen. — Etwa eine halbe Stunde mochte ich im Zimmer verweilt haben, als ich wiederholt die Bemerkung machte, daß die hinter dem Schenktische stehende Wirthin, ein schon ältliches, aber noch rüstiges Weib, mich fast unverwandt und mit einem Blicke beobachtete, welcher neben dem Ausdruck eines besondern Interesses, das sie an mir zu nehmen schien, zugleich Staunen und Zweifel verrieth. Dadurch angeregt, ließ ich mich mit ihr in ein Gespräch ein und erfuhr bald, daß die Aufmerksamkeit mit welcher sie mich betrachtete, ihren Grund in meiner außerordentlichen Aehnlichkeit mit einer ihr bekannt gewesenen, bereits verstorbenen Person habe, ei-

ner Dame, über welche sie mir, erst nach einigem Zögern, folgende Mittheilung machte:"

„Vor etwa sechs Jahren, um welche Zeit meine Wirthin in Amposta als Wehmutter ansäßig gewesen, habe daselbst ein junges Ehepaar seinen Wohnsitz aufgeschlagen, deren Erscheinung und Lebensweise die Aufmerksamkeit der Bewohner des Städtchens in mehr als gewöhnlichem Grade auf sich gezogen habe. Der Mann nannte sich Don Antonio. Die Frau, deren außerordentliche Aehnlichkeit mit mir, eben die Veranlassung dieser Mittheilung meiner Wirthin war, ward Donna Anna genannt. Ein Gewerbe hatten die Leute, welche, ihrer Sprache nach, Ausländer waren, nicht. Sie kauften ein kleines, am entferntesten Ende der Stadt gelegenes Haus, richteten sich zwar einfach, aber wohlhabend ein und lebten fortan völlig abgeschlossen von allem gesellschaftlichen Verkehr. — Anfangs nach ihrer Ankunft, sah

man sie öfters in den Feldern, welche sich in der Nähe ihrer Wohnung befanden, lustwandeln. Bisweilen gingen sie plaudernd und zärtlich Arm in Arm, bisweilen aber auch schweigend und Jedes für sich, dahin. Mittlerweile verbreitete sich das Geflüster in der Stadt, daß das Paar nicht ganz glücklich lebe; und das Dienstmädchen, das einzige menschliche Wesen, welches sie um sich sahen, erzählte, daß sie ihre Herrin oft weinen sehe, und daß der Mann gegen die junge, hübsche Frau, häufig sehr mürrisch, verdrossen und unfreundlich sei. — "

„Ungefähr ein Jahr mochte seit der Ankunft der beiden Leute in Amposta verflossen sein, als eines Tages meine Wirthin zu ihnen in's Haus beschieden wurde, um der Frau, welche ihrer Entbindung nahe war, ihre Dienste zu leisten. Donna Anna gebar einen Knaben, und nachdem sie genesen war, wurde

die Wehmutter, reich belohnt, wieder verabschiedet.“

„Von diesem Zeitpunkte ab hatte man in der Stadt die Bemerkung gemacht, daß Don Antonio sich häufig auf Reisen begebe, von welchen er immer nur auf kurze Zeit zurück zu kehren pflegte und welche ihn nach und nach immer längere Fristen von Hause entfernt hielten, so daß er endlich des Jahres nur ein oder zwei Mal und dann nur immer auf einige Tage nach Amposta kam. — Die Frau lebte unterdessen eben so abgeschlossen von allem gesellschaftlichen Umgange, als vorher, und die Erziehung ihres Kindes schien ihre einzige Beschäftigung zu sein. — So blieb es, bis, etwa vier Jahre darauf, von den Nachbarn die Bemerkung gemacht wurde, daß die Dame von Zeit zu Zeit den Besuch eines im Orte gänzlich unbekannten Mannes, von hübschem, einnehmendem Aeu-

ßern empfing, welcher sich jedoch nach Verlauf von drei bis vier Monaten plötzlich nicht mehr sehen ließ.“

„Im fünften Jahre ihres Aufenthaltes in Amposta und etliche Wochen, nachdem jener Mann seine Besuche im Hause der Donna eingestellt zu haben schien, wurde dieselbe abermals unter der Hülfsleistung meiner Wirthin, und zwar von einem Mädchen entbunden. — “

„Etwa sechs Monate später kehrte Don Antonio nach Amposta zurück, und an demselben Tage verbreitete sich die Nachricht von dem plötzlichen Tode seiner Gattin. Die Verblichene wurde den folgenden Tag beerdigt. Doch trotz dem ein Arzt des Ortes ihren Tod als die Folge eines Blutsturzes attestirt hatte, so ging doch das Geflüster, daß sie ein unnatürliches Ende genommen.“

„Unmittelbar nach dem Verscheiden seiner Gattin, hatte Don Antonia sein Haus, nebst einer ansehnlichen Summe zur Erhaltung desselben, im Wege der Schenkung und unter dem Beding der Unveräußerlichkeit, einem armen, herabgekommenen Edelmanne übergeben und sich aus der Stadt entfernt, ohne daß man ihn jemals wieder dort gesehen und ohne daß man erfahren, was aus seinen beiden Kindern geworden, welche er nicht mit sich genommen haben soll. — Don Gomez, jener Edelmann, hatte die Bestattung der Verstorbenen besorgt, und binnen Kurzem war der ganze Vorfall vergessen. — “

„Diese Mittheilung schloß meine Wirthin endlich mit dem Hinzufügen, daß man gleich nach der Abreise des Don Antonio, jenen Mann, welcher mehre Monate vor der letzten Entbindung der Donna Anna im Hause derselben öfters bemerkt worden war, in der Nähe

von Amposta, ermordet auf der Landstraße gefunden habe. — "

Van der Hoornstraten schwieg jetzt. Die Erzählung hatte ihn merklich aufgeregt und angegriffen.

Gleichwohl konnte man an ihm eine gewisse reflectirende Ruhe wahrnehmen, die seinem Gaste zu imponiren schien und welche offenbar noch geheime Absichten auf denselben zum Grunde hatten.

Aliagamiro saß inzwischen in finsteres Sinnen verloren, das Auge starr und unverwandt auf den Boden geheftet.

Nach einigen Sekunden brach der Letztere das Schweigen, indem er ohne aufzublicken die Frage an von der Hoornstraten richtete:

— "Und woraus schließt Ihr nun, daß Donna Anna Eure Schwester gewesen?"

Van der Hoornstraten schien die Frage zu überhören und fuhr fort:

— "Nachdem ich mich bei der Wirthin

noch nach manchen Einzelheiten in Betreff der Verstorbenen erkundigt hatte, verließ ich noch an demselben Abende die Schenke und begab mich nach Amposta. Mein erster Gang am folgenden Morgen, war zu Don Gomez. Allein ich fand ihn nicht zu Hause. Eine alte Wirthschafterin mit einem hübschen, etwa zwölfjährigen Mädchen, waren die einzigen Personen, welche ich antraf. Von ihnen erfuhr ich, daß der Don sich auf einer Reise befinde, von welcher er erst nach mehreren Wochen zurückerwartet werde. Ich erkundigte mich nun nach den frühern Besitzern des Hauses und vernahm im Wesentlichen dasselbe, was mir am vergangenen Abende meine Wirthin erzählt hatte. Trotz dem führten mich meine Erkundigungen bald zu einem Resultate, welches meine Muthmaßung bestätigte und mir über die Identität der Verstorbenen mit meiner Schwester, die vollste Gewißheit verschaffte. — Als ich nämlich die Frage an die Haushälterin richtete, ob

sie mir hinsichtlich der Persönlichkeit der Donna Anna nicht eine etwas genauere Beschreibung geben könne, da sie dieselbe, wie sie im Verlaufe des Gespräches gegen mich erwähnt, öfters gesehen habe, so führte sie mich in ein etwas abgelegenes, einfach, aber elegant eingerichtetes Gemach und sagte mir beim Eintritt in dasselbe: „Dies, Herr, ist das Zimmer in welchem Donna Anna gestorben. Es ist bisher unbewohnt geblieben weil es Don Antonio so befohlen . . . Hier könnt Ihr auch das Bildniß der Donna sehen, — es ist sprechend ähnlich.“ Mit diesen Worten hatte sie von einem Bilde, das mir gegenüber an der Wand hing, den Vorhang weggezogen . . . “

— „Und Ihr erkanntet . . . “ fiel hier der Don dem Erzählenden hastig in's Wort.

— „Ich stand vor dem ähnlichsten Conterfei meiner armen Schwester.“

Der Don biß sich heimlich in die Lippen. Dann sagte er:

— „Und was thatet Ihr weiter?“

— „Alles, was ich thun konnte. Ich verließ das Haus und suchte über den Tod meiner Schwester, so wie über die Person Don Antonio's etwas Näheres zu erfahren. Es war umsonst. Auch bei den Behörden, an welche ich mich wandte, erhielt ich keine genügende Auskunft. Es hieß, der Don sei außer Landes gegangen, die Todesart seiner verstorbenen Gattin sei ärztlich bescheinigt und es sei mithin kein Grund vorhanden, die Natürlichkeit desselben zu bezweifeln.“

— „Und habt Ihr nicht die Rückkehr des Don Gomez abgewartet, um auch ihn auszuforschen?“

— „Ich hatte zu diesem Zwecke Wochen lang in Amposta verweilt. Endlich war er eines Abends spät von seiner Reise zurück gekehrt. Als ich am Morgen darauf mich zu ihm begeben wollte, erfuhr ich, daß er bereits wieder abgereist sei, ohne den Zeitpunkt seiner

nächsten Rückkehr bestimmt zu haben. — Ich besuchte das Grab meiner Schwester und verließ darauf die Stadt, indem ich den Weg nach Madrid einschlug, welchen, wie man mir sagte, Don Gomez genommen haben sollte. Allein vergebens. Auch meine spätern, mehrfachen Bemühungen, mit dem Don zusammen zu treffen, blieben fruchtlos, und drei Jahre später erfuhr ich, daß er, in Folge eines unglücklichen Ereignisses mit seiner Tochter, demselben Mädchen, welches ich bei meiner ersten Anwesenheit zu Amposta in seinem Hause angetroffen, die Stadt verlassen und sich i'ns Ausland begeben habe."

— „Und was geschah weiter?" fragte Aliagamiro.

Van der Hoornstraten entgegnete:

— „Das kann ich Euch mit kurzen Worten sagen, und dann bin ich an demjenigen Theile meiner Geschichte, für welchen ich diese

Papiere und Euer Gedächtniß in Anspruch zu nehmen gedenke.“

— „Nun?“

— „Um jene Zeit, als ich erfahren hatte, daß Don Gomez Amposta und vermuthlich auch Spanien verlassen habe, gab ich alle Hoffnung auf, in dieser traurigen Angelegenheit — insbesondere über die Todesart meiner Schwester so wie über die Person des Don Antonio, ihres Gatten, jemals etwas Zuverlässiges zu erfahren. Trotz dem nahm ich zwei Jahre später die Sache doch noch einmal auf, als mir damals von einem Franzosen und einem Spanier, welche ich auf einer Seereise kennen gelernt, das Anerbieten gemacht wurde, mir für eine gewisse Summe über das ganze unglückliche Verhältniß meiner Schwester und ihres Gatten, von der Zeit ihrer Entfernung aus Mons bis zum Tode der Erstern, die genauesten und zuverlässigsten Nachrichten zu verschaffen. Ich ging auf ihr Anerbieten unbe-

denklich ein, zahlte Vorschüsse, Reisekosten nebst einer Menge anderer Gelder und erhielt zuletzt das Resultat, daß ich es mit Gaunern zu thun gehabt, welche es lediglich auf meinen Beutel abgesehen hatten. Kurze Zeit darauf — es sind nun etwas über zehn Jahre her — fandet auch Ihr Euch in derselben Angelegenheit bei mir ein und stelltet mir diese Papiere feil. Ich wies den Handel von mir, hauptsächlich darum, weil ich, eben erst durch Erfahrung gewitzigt, Euch nicht traute.“

— „Und wie kommt es, daß Ihr nun, zehn Jahre später, keinen Betrug mehr fürchtet?“ fragte Aliagamiro mit halb spöttischer, halb listiger Miene.

Van der Hoornstraten erwiderte:

— „Das will ich Euch sagen. Ihr kamet damals zu mir als ein mir unbekannter Mann und botet mir gewisse Papiere zum Kaufe an, durch welche ich den Beweis erlangen sollte, daß meine Schwester von Don Antonio, ihrem

Gatten, ermordet worden sei. Ich sollte Euch den Kaufpreis aber zahlen, ohne daß Ihr mir zuvor eine genauere Einsicht in die Papiere gestatten wolltet. Ich hatte also für die Wahrheit Eurer Angabe keine Bürgschaft, weil es sich nicht auf den ersten Blick erkennen ließ, ob die Papiere echt oder falsch seien. Ihr hättet also Euer Geld nehmen und damit Eurer Wege gehen können, während ich hinterher der Betrogene gewesen wäre."

— "Und wer bürgt Euch jetzt dafür, daß Ihr hinterher nicht der Betrogene sein werdet?" fragte der Don mit einem trotzigen Blicke auf den Hausherrn und setzte dann hinzu: "Ihr seht, ich habe mein Geld und hier liegen Eure Papiere. Ihr könnt mich nicht halten, sobald ich gehen will."

— "Darin seid Ihr im Irrthum," versetzte van der Hoornstraten. "Denn ich kann Euch verhaften und auf Tod und Leben anklagen lassen für den Mord, dessen Ihr Euch

vor acht Jahren an Johann Blaseweil, einem Leydener Studenten, schuldig gemacht habt."

— „Eher würdet Ihr nicht lebendig aus diesem Zimmer kommen," sprach Aliagamiro mit kalter Entschlossenheit und mit einem fürchterlichen Blick auf den Hausherrn.

Derselbe blieb ruhig an seinem Platze und sagte mit gleichgültigem Lächeln:

— „Eure Drohung kann mich nicht schrekken. Denn wenn ich Euch auch nicht verhafte, so werden es Andere thun, sobald Ihr Euch ohne meinen Willen aus diesem Zimmer entfernen solltet. Denn nicht ich allein, sondern Jedermann in dieser Provinz hat in diesem Augenblicke ein Recht auf Eure Person. — Ihr wundert Euch? Les't diesen Zettel, welcher heute Früh in Mecheln eingetroffen ist, und Ihr werdet mich vollkommen begreifen."

Hiermit nahm van der Hoornstraten ein gedrucktes Papier aus seiner Brieftasche und reichte es dem Don.

Derselbe warf einen Blick auf das Blatt und erblaßte. Es war ein Steckbrief, durch welchen er von Brüssel aus verfolgt wurde.

Die zwölfstündige Frist, welche der Kardinal dem Don zu seiner Entfernung aus der Provinz frei gegeben hatte, war bereits verstrichen. —

Nach einer langen Pause, während welcher sich beide Männer schweigend gegenüber gesessen, nahm van der Hoornstraten wieder das Wort:

— „Ihr seht nun, daß Ihr mir vollkommen sicher seid. Kommen wir also wieder auf unser Geschäft zurück.“

Aliagamiro antwortete nicht gleich. Er war in Nachdenken versunken und hielt noch immer den Steckbrief in der Hand. Endlich schien er zu einem Entschlusse gekommen zu sein.

Er legte das Papier ruhig auf den Tisch und sprach, als ob Nichts vorgefallen wäre.

— „Sagt mir, was Ihr verlangt, und ich werde Euch Rede stehen, so gut, als ich es kann. Dies habe ich Euch schon früher versichert. Also wozu die Umstände . . . ?“

— „Nun, so laßt uns denn sehen,“ versetzte van der Hoornstraten, „wie weit wir friedlich mit einander fertig werden können. Zuvor doch sage ich Euch, daß Ihr, Betreffs Eurer Lage, auf meine Dienste rechnen könnt, sofern Ihr es ehrlich mit mir meint.“

— „Ich bin Euch außerordentlich verbunden für Euren guten Willen,“ entgegnete der Don halb ironisch, halb scherzend.

Van der Hoornstraten nahm jetzt die Papiere zur Hand und wandte sich dann mit den Worten an seinen Gast:

— „Es sind dies verschiedene Briefschaften und von verschiedenen Handschriften. Seid daher so gut, mir zu sagen, wie ich dieselben durchsehe, damit ich schnell einen klaren Zusammenhang der Sache finde.“

— „Zu diesem Zwecke müßt Ihr mir erlauben, Euch Alles der Reihefolge nach vorzulegen. Ihr würdet sonst zu viel Zeit brauchen, um zum Zwecke zu kommen.“

Van der Hoornstraten gab dem Don die Papiere. Derselbe ordnete sie flüchtig und reichte dann eine Pieçe davon dem Hausherrn, indem er sagte:

— „Leset erst dies Schreiben. Es ist von der Hand Eurer Schwester, und wird Euch über die Hauptsache — nämlich über ihre Todesart, Aufschluß geben.“

Jener nahm das Papier. Zugleich zog er ein kleines, unscheinbares Billet aus der Tasche und schien nun die Handschriften beider Pieçen zu vergleichen.

Nach einer Weile legte er das Billet bei Seite und sagte in etwas weichmüthigem Tone:

— „Es ist richtig; es ist die Hand meiner unglücklichen Schwester. Doch kommen wir nun zum Inhalte . . .“

— „Seid so gut und leset . . . Was Ihr etwa nicht verstehen solltet, werde ich Euch erklären," sagte Aliagamiro.

Van der Hoornstraten las darauf Folgendes:

An Anton P——t.

Wenn diese Zeilen Dir einstmals zu Händen kommen, dann ist der letzte Wunsch meines Herzens, das binnen wenigen Stunden zu schlagen aufhören wird, erfüllt. Die Hoffnung auf diese Erfüllung, ist der größte Trost, mit welchem ich sterbe, und ich schreibe diese Zeilen, weil ich den fürchterlichen Gedanken nicht mit in's Grab nehmen kann, daß Du bis dahin, wo wir uns Jenseits wiedersehen werden, mich für treulos und Deiner Liebe unwürdig halten könntest. Denn bei allen Schrecknissen des Todes — desjenigen Todes, den ich von Deiner Hand empfangen — bei all' meiner Hoffnung auf den Himmel — bei der Seligkeit unserer

Kinder schwöre ich Dir in dieser meiner Sterbestunde, daß ich unschuldig bin.

Ein böser, finstrer Wahn hat Dich verblendet, und ich bin das Opfer dieses Wahnes geworden. Ach, daß Du auch nur einen Augenblick denken konntest, daß es auf der ganzen, weiten Erde Etwas geben könne, was meine Liebe zu Dir zu erschüttern im Stande sei — einer Liebe, welcher ich mit Freuden Alles, alles geopfert, was ich besaß. Vaterland, Elternliebe, Namen, Ehre und Reichthum gab ich willig hin . . . Und dieses große, schwere Zeugniß einer treuen, wahren Liebe galt Dir Nichts, als Du blindlings das Urtheil über meine Treue sprachest, und den Tod zweier unschuldigen Menschen auf Deine Seele nahmst? —

Verzeihe Dir Gott, denn Du wußtest nicht, was Du thatest! —

Doch die Minuten sind mir karg zugezählt. Ich habe keine zu verlieren mit Klageworten

über mein schmerzliches Geschick. Sie sind der Pflicht — der mir so trostreichen, letzten Pflicht gewidmet, Dir in diesen Zeilen meine Unschuld zu offenbaren. —

So höre mich denn und vergiß nicht, daß die Worte, welche ich hier niederschreibe, aus dem Munde — aus dem Herzen einer Sterbenden kommen. — —

In fremdem Lande fremd, einsam und verborgen, verlebten wir ein Jahr der Ehe — das glücklichste meines Lebens. Ach, es war ein kurzes Jahr! —

Da erwachte der Ehrgeiz in Dir. Du sehntest Dich zurück in die Heimath, um Macht und Ehre zu erringen. Du sagtest, es könne Dir nicht schwer werden, die höchste Gunst eines großen Monarchen zu erreichen und, gleich Deinem Vater, eine Laufbahn zu betreten, und mit schnellen Schritten eine Stufe zu erklimmen, auf welcher Du, gleich einem geborenen Fürsten,

Tausende beherrschen, Tausenden gebieten könntest. Und wieder sagtest Du mir dies und immer wieder, bis Du endlich zum ersten Male von mir schiedest. —

Erinnerst Du Dich noch jener Stunde? Abermals und abermals kehrtest Du zurück in meine Arme — abermals küßtest Du Dein geliebtes Kind, das in der Wiege lag und unschuldvoll, lächelnd wie ein Engel, seine Händchen nach Dir ausstreckte, bis Du Dich losrissest und gingst. — —

Als darauf Monate verstrichen waren und Du auf einige Tage wieder in unserm Hause erschienst, da erzähltest Du mir von den glänzenden Aussichten, die im Vaterlande Deiner harrten, und in dem Augenblicke der lebhaften Freude, welche darüber Dein Herz schwellte und Deinen Geist erheiterte, verschwand meine innere Betrübniß, mein geheimes Bangen, Dich so bald wieder von mir lassen zu müssen . . .

Und so gingst Du wieder und kehrtest seltener, immer seltener zurück. Zuletzt sah ich Dich kaum ein- oder zwei Mal des Jahres, und meine Sehnsucht begann immer schmerzlicher an meinem Herzen zu nagen.

Damals — es war im vergangenen Jahre und im vierten unseres Aufenthaltes zu Amposta — damals dachte ich oft über die Möglichkeit nach, wie ich wohl meiner qualvollen Lage ein Ende machen und unserm traurigen ehelichen Leben eine schönere, glücklichere Zukunft bereiten könne. Tage und Nächte sann und grübelte ich vergebens darüber nach. Da kam mir endlich ein Glück verkündender Gedanke. Der Gedanke ward zum Plan — und schnell ging ich an die Ausführung.

Höre, was ich that, und verdamme mich, wenn Du es kannst.

Ich erinnerte mich eines weitläufigen Verwandten mütterlicher Seits, Namens van der Flottwell, den ich als Kind oft im

Hause meiner Eltern gesehen. Er war ein guter, biederer Mensch, den das Geschick schon frühzeitig in die Welt hinaus gestoßen und der, wie ich später, doch schon mehre Jahre bevor ich noch die Heimath verlassen, erfahren hatte, im spanischen Heere Dienste genommen und binnen kurzer Zeit zum Kapitain befördert worden war.

Auf diesen Mann baute ich nun meinen Plan — meine Hoffnung. Ich wollte seinen derzeitigen Aufenthalt auskundschaften, ihn dann von meiner Lage unterrichten und demnächst zu bewegen suchen, eine Aussöhnung mit meinen Eltern zu vermitteln. Ich wußte wie lieb und theuer ich meinen Angehörigen immer gewesen, und zweifelte nicht daran, daß sie uns Beiden gern verzeihen und mit Freuden uns ihre versöhnten Arme öffnen würden.

Unter unserm in Amposta angenommenen Namen schrieb ich an einen der obersten Heerführer, den Herzog von Alba, nach Ma-

drid, und bat ihn um Auskunft über den Aufenthalt meines Verwandten. Die Antwort blieb nicht lange aus. Der Kapitain stand zur Zeit in Tortosa in Garnison.

Diese unerwartete Nähe*) desjenigen Mannes, von dessen Vermittelung ich mir Hülfe versprach, schien mir eine glückliche Vorbedeutung zu sein, und schon gab ich mich den schmeichlerischen Träumen von einer baldigen frohen Zukunft hin.

Ach, ein entsetzlich finstrer Wahn zerstörte diese süßen Träume und bereitete mir ein schreckenvolles Erwachen! —

Ohne meinen väterlichen Namen und ohne mich ihm als seine Verwandte zu nennen, schrieb ich an van der Flottwell und bat ihn, einer wichtigen Angelegenheit wegen, um seinen Besuch. Er kam, in bürgerlicher Kleidung, zur bestimmten Stunde und erkannte

*) Die Entfernung von Amposta nach Tortosa beträgt etwa eine deutsche Meile.

mich nicht. Er hatte mich früher nur als Kind gesehen, und eine Reihe von Jahren, welche er seitdem größtentheils im Felde zugebracht, machten es natürlich, daß ihm meine Gesichtszüge völlig fremd erschienen. Auch konnte er unmöglich darauf fallen, mich, die in ihrem Vaterlande vom Glücke so hoch Begünstigte, in dem entfernten, einsamen Amposta, als die Gattin eines fremden, gänzlich unbekannten Mannes zu finden.

Ich sagte dem Kapitain zunächst, gehört zu haben, daß er ein Landsmann von mir sei, und suchte dann das Gespräch auf meine Eltern zu bringen, welche ich als Bekannte meiner Angehörigen bezeichnete. Ich wollte dadurch bezwecken, mich zu unterrichten, ob und in wie weit er von meinem Schicksale Kenntniß habe. Er wußte Nichts davon.

Nun wollte ich ihn mit meiner Geschichte bekannt machen und darauf mich ihm zu erkennen geben. Wohl drei Mal begann ich

mit der Einleitung, aber immer gebrach es mir an Muth, und immer wieder lenkte ich davon ab. Da machte ich die Bemerkung, daß sein Auge von Zeit zu Zeit auf einen kleinen, unscheinbaren Ring gerichtet war, den ich am kleinen Finger der rechten Hand trug.

Ich hatte diesen Ring einstmals, bei Gelegenheit meines Namenstages, von ihm zum Geschenk erhalten, und der Umstand, daß er ihn jetzt wieder zu erkennen schien, gab mir den Muth, mich ihm zu entdecken. —

Was soll ich hier von dem Staunen, von der Freude, von dem Schmerze — was von den lautesten Aeußerungen des lebendigsten Mitgefühles sagen, welche den guten, biedern Menschen ergriffen, als ich mich ihm als seine ehemals so glückliche Verwandte zu erkennen gegeben und ihm meine Schicksale erzählt hatte? Ach, diese reine, treue, unverfälschte und lang entbehrte Theilnahme über-

wältigte mein bedrängtes, übervolles Herz, und in tausend Freudenthränen entströmte ihm die schwere Fülle seines geheimsten Kummers! —

Nach dem ersten Entzücken und nach dem ersten Schmerze eines solchen Wiederfindens, theilte ich dem Kapitain meine Absicht mit, in welcher ich ihn zu mir beschieden hatte. Er zweifelte nicht im Entferntesten an dem Gelingen meines Planes und war gern bereit, die Ausführung desselben zu übernehmen. Nur stimmte er dafür, daß er die Angelegenheit nicht, wie ich es anfangs im Sinne hatte, schriftlich, sondern persönlich mit meinen Eltern verhandle. Ich gab hierzu um so bereitwilliger meine Zustimmung, als es mir einleuchtete, daß von einer persönlichen Vermittelung ein um so günstigeres Resultat zu hoffen stehe.

Indeß gestatteten es die augenblicklichen militairischen Verhältnisse des Kapitains nicht,

sich der Sache sogleich zu unterziehen. Es war nämlich das Regiment, bei welchem er stand, auf acht Wochen zum Abmarsche nach Italien designirt, jedoch mit der Bedingung, daß wenn ein anderes Regiment, welches zur Zeit in der Gegend von Barcelona cantonirte, bis dahin sollte marschfertig gemacht werden können, dasselbe zu dieser Sendung verwendet werden und dagegen jenes nach wie vor in Tortosa verbleiben solle. Daß das Letztere der Fall sein würde, war nun zwar, wie mir der Kapitain sagte, schon mehr als wahrscheinlich, allein er durfte doch nicht hoffen, vor Ablauf der achtwöchentlichen Frist, auf welche das Regiment designirt war, Urlaub zu erhalten.

Hierauf kamen wir denn überein, diesen kurzen Zeitraum geduldig abzuwarten, über die Angelegenheit vor Jedermann, so wie hauptsächlich vor Dir das tiefste Schweigen zu beobachten und dann die Sache, je nach

den Umständen, entweder brieflich oder persönlich zur Ausführung zu bringen.

Der Kapitain verließ mich darauf mit dem Versprechen, mich, so oft es sein Dienst erlaube, zu sehen, und ich bat ihn um seinen öftern Besuch, weil seine Gegenwart mir in meiner Abgeschiedenheit Trost und Erleichterung gewährte.

Und er kam seitdem oft nach Amposta — wöchentlich zwei- auch drei Mal, und immer nur sprachen wir von Dir, von unserer Heimath, von unserer Zukunft. —

Endlich war jene Frist abgelaufen und der Kapitain brachte mir eines Tages die Nachricht, daß er einen sechs monatlichen Urlaub erhalten habe und binnen Kurzem in meiner Angelegenheit nach den Niederlanden abgehen könne. Wir bestimmten den Tag seiner Abreise; zuvor sollte er noch einmal nach Amposta kommen, um Briefe für meine Eltern in Empfang zu nehmen.

Das Schicksal fügte es anders. Als er an demselben Tage nach Tortosa zurück ritt, stürzte er mit dem Pferde und ward dadurch auf ein mehrmonatliches Krankenlager geworfen.

Und so ward die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches wieder auf eine ungewisse Zeit hinaus gerückt. —

Inzwischen ward ich von unserm zweiten Kinde entbunden, und als ich Dir dies Ereigniß meldete, war ich, in der Freude meines Herzens, nahe daran, Dir das Geheimniß zu verrathen, welches nun schon Monate lang unablässig meine Seele beschäftigte und mein Herz mit der schönen Hoffnung auf eine baldige glückliche Aenderung unseres traurigen ehelichen Lebens erfüllte. —

Etwa nach Ablauf von vier Monaten meldete mir der Kapitain, daß er nunmehr völlig genesen sei und binnen acht Tagen nach Amposta kommen werde, um die Briefe in mei-

Heimath in Empfang zu nehmen und sich demnächst dahin auf den Weg zu begeben. Um dieselbe Zeit erhielt ich auch von Dir die Nachricht, daß Du Nächstens, bei Gelegenheit einer Reise nach Valencia, auf einige Tage zu mir kommen würdest, um die Freude zu genießen, Dein neugeborenes Kind zu sehen.

O mit welcher Sehnsucht, mit welcher frohen Ungeduld harrte ich jeden Tag, jede Stunde Deiner Ankunft entgegen! —

Gestern hatte ich eben die Briefe an meine Eltern vollendet, als der Kapitain mir ein Billet zukommen ließ, worin er mir anzeigte, daß er heute in Amposta eintreffen werde, um sich von mir zu verabschieden und demnächst die Reise anzutreten. Heute! Ach es ward ein verhängnißvoller Tag — ein Tag des Schreckens — ein Tag des Todes! —

Es war gegen Mittag, als der Kapitain sich bei mir einfand. Er sah noch sehr blaß

und angegriffen aus von seiner Krankheit. Ich bat ihn, sich noch acht Tage Erholung zu gönnen, bevor er sich auf die weite, beschwerliche Reise begebe. Allein er war nicht zu bewegen.

Wir verplauderten darauf noch eine Stunde. Dann gab ich ihm die Briefe und, von heißen Segenswünschen begleitet, noch tausend andere Aufträge an die Geliebten in der Heimath.

Ich konnte zuletzt nicht mehr sprechen. Ich setzte mich nieder und weinte. Auch er war bis zu Thränen gerührt. Der gute, biedere Mensch!

Endlich faßte er sich, küßte unsere Kinder, drückte mir noch einmal die Hand und verließ mich.

Wenige Sekunden darauf hörte ich Tritte auf dem Flur. Ich erkannte sie — es waren die Deinigen!

In demselben Moment öffnet sich die Thür.

Ich springe auf, um in Deine Arme zu fliegen . . . Gerechter Gott, welcher Anblick!

Bleich, mit hohlem, starrem Auge, verwirrtem Haar, ein Stilet in der Hand und die Kleider mit Blut bespritzt — so standest Du vor mir, und schaudernd sank ich zusammen. Da tratest Du mir näher, warfst mir einen fürchterlichen Blick zu und drohtest mir mit der tödtlichen Waffe. Ich war keines Lautes mächtig . . . Ich wollte aufstehen und mich an Deine Brust werfen. Mit höhnischem Lachen stießest Du mich zurück. Ich fiel, und umklammerte Deine Kniee. Du schienest einen Augenblick gerührt, doch plötzlich zücktest Du den Dolch auf mich, und während Du in wilder, wahnsinniger Wuth mir die Worte zuriefest: „Dein Buhle ist todt — vermähle Dich mit ihm!“ fühlte ich das kalte Eisen in meiner Brust.

Ich sah einen Blutstrom — und die Sinne vergingen mir. —

Ich weiß nicht, wie lange ich mich in bewußtlosem Zustande befunden. Als ich wieder zu mir kam, warst Du fort und ein fremder Mann von finsterm, abstoßendem Aussehen stand vor mir. Meine Wunde war verbunden und schmerzte mich sehr, doch schien sie mir nicht tödlich zu sein. Aber der Fremde sagte mir, daß ich binnen drei Stunden sterben werde; denn das Stilet sei vergiftet gewesen.

Gerechter Gott! binnen drei Stunden sterben . . . Und das zu wissen — zu denken! —

Ich fragte nach Dir, nach unsern Kindern und nach dem Kapitain. Es hieß, Du seiest geflohen, habest die Kinder mit Dir genommen, und der Kapitain sei todt — — —

— — — — — — — — — — — .

Meine Zeit ist um . . . der Tod beschleicht mich schon . . . ich fühl' ihn kalt in meinen Adern . . . Er kommt früher —

früher als ich dachte . . . Ich muß aufhören . . .

Nimm meine Verzeihung — — nimm meinen Segen für Dich — für unsere Kinder — die armen, unschuldigen, verwais'ten Kinder! — Liebe sie — pflege sie — — Verzeih' Dir Gott — — Ich kann nicht mehr.

Hildegard."

Van der Hoornstraten ließ den Brief aus der Hand sinken, und während er eine mächtige Bewegung in seinem Innern zu bekämpfen schien, saß er einige Sekunden lang sprach- und regungslos da.

Aliagamiro beobachtete ihn während dessen mit kalten und lauernden Blicken.

Als der Hausherr wieder einige Fassung erlangt hatte, wandte er sich, in scheinbar ruhigem Tone, mit den Worten an seinen Gast:

— „Bevor ich nun die nöthigen Aufschlüsse von Euch fordere, will ich erst die übrigen Papiere durchsehen."

Der Don reichte ihm einen andern Brief und sagte:

— „Dies ist das Schreiben Eurer Schwester an ihre Eltern, welches sie an demselben Vormittage dem Kapitain übergeben, an welchem derselbe sich bei ihr verabschiedet hatte, um seine Reise nach den Niederlanden anzutreten.“

Nachdem van der Hoornstraten auch dieses Schreiben gelesen hatte, reichte ihm Aliagamiro eine Menge kleinerer und größerer vom Kapitain an Donna Anna gerichteter, aus der Zeit, wo Ersterer häufig in Amposta gesehen worden war, datirter Billets, welche die von ihnen beabsichtigte Versöhnungs-Angelegenheit behandelten und welche von der Reinheit des zwischen Beiden bestandenen Verhältnisses genügendes Zeugniß gaben.

Nach genommener Durchsicht aller dieser Briefschaften, hatte van der Hoornstraten wieder ganz seine frühere Ruhe gewonnen und sagte nun zu seinem Gaste:

— „Wohlan, die Bedingung, unter welcher ich die Papiere von Euch erhalten, ist erfüllt. Ich bin über das unglückliche Ende meiner Schwester im Klaren und zugleich von ihrer Unschuld überzeugt.“

— „Was nun?“ fragte der Don, als Jener plötzlich abbrach.

— „Jetzt handelt es sich noch darum,“ fuhr der Hausherr nach einer Pause fort „von Euch darüber Aufschluß zu erlangen, worüber diese Papiere keine Auskunft geben, und was zu wissen mir eben so am Herzen liegt, als das, was ich bereits erfahren.“

— „Was verlangt Ihr noch?“

— „Auskunft über Dinge, von welchen Ihr, wie ich annehmen darf, Wissenschaft haben müßt, und die ich entweder im Guten oder Bösen von Euch zu erlangen hoffe.„

— „Ihr sprecht sehr kühn,“ bemerkte Aliagamiro mit kaltem Lächeln.

— „Und würde handeln, wie ich spreche;“

versetzte van der Hoornstraten ernst und bestimmt. „Also hört mich. Ihr habt mir bereits zugesagt, mich noch über Manches, was diese Papiere unerörtert lassen, aufzuklären.“

— „Und werde Wort halten.“

— „Ihr werdet mir aber nicht nur über Manches, sondern über Alles Aufschluß geben. Unter den Verhältnissen, in welchen Ihr Euch, Eurer persönlichen Sicherheit wegen, in diesem Augenblicke befindet, könnt Ihr dadurch nur gewinnen und Nichts verlieren.“

Aliagamiro entgegnete gleichgültig:

— „Ihr kennt diese Verhältnisse weniger, als Ihr glaubt. Daher ist auch der Schluß, welchen Ihr daraus zieht, nicht so richtig, als Ihr meint. Indeß könnte ich Euch vielleicht doch befriedigen, wenn wir uns gegenseitig verstehen.“

— „Seid versichert, daß ich es nur im äußersten Falle, auf's Aeußerste kommen lassen werde.“

— „Das läßt sich schon hören,“ bemerkte der Don in etwas spöttischem Tone und setzte dann mit einigem Nachdruck hinzu: „nehmt dasselbe auch von meiner Seite an.“

Van der Hoornstraten ignorirte die erstern Worte Aliagamiro's und sagte:

— „Gut. Kommen wir also zur Sache.“

— „Sprecht.“

— „Zuvörderst sagt mir: wer war dieser Antonio — dieser geheimnißvolle Gatte und Mörder meiner Schwester?

Der Don zögerte mit der Antwort. Dann sagte er:

— „Laßt diese Frage bis zuletzt; denn sie ist die wichtigste von Allem was Ihr mich fragen könnt, und ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht, ob ich sie Euch werde vollständig beantworten können.“

— „Ich will Euch hierin nachgeben. Sagt mir also: war der Kapitain van der Flottwell derselbe Mann, welcher, wie mir jene

Schenkwirthin erzählte, kurz nach dem Tode meiner Schwester auf der Landstraße ermordet gefunden worden? Wenigstens scheint es so; aber ich möchte Gewißheit haben."

— „Es war derselbe," entgegnete Aliagamiro kurz und bestimmt. "

— „Dem Briefe meiner Schwester nach, hat es aber doch den Anschein, als ob die Ermordung des Kapitains ganz unmittelbar nach der Entfernung desselben aus dem Zimmer Hildegard's, also wohl noch im Hause derselben geschehen?"

— „So war es auch. Sein Körper ward in der folgenden Nacht auf die Landstraße geschafft, und zwar aus Gründen, die Euch wohl einleuchten werden."

— „Vollkommen. Und das Motiv aus welchen Antonio die gräßliche That an Beiden beging, scheint Eifersucht gewesen zu sein . . . Wodurch ward diese aber erregt, da der Don in Amposta gänzlich fremd und fast ununter-

brochen abwesend war? Es muß da noch eine dritte Person im Spiele gewesen sein."

Aliagamiro versetzte:

— "Allerdings. Antonio hatte nämlich jenen Don Gomez, denselben, welchen er nachher in den Besitz seines Hauses brachte und den er vor seiner ersten Entfernung aus Amposta kennen gelernt, über die Tugend seiner Gattin zum geheimen Aufseher bestellt. Durch diesen Mann ward nun zur Zeit, als Eure Schwester mit dem Kapitain verkehrte, ihrem Gatten hiervon Nachricht gegeben. Die Sache wurde demselben so dargestellt, wie sie jeder Uneingeweihte nothwendig beurtheilen mußte, welcher eine junge Frau, die sonst gänzlich abgeschlossen von der Gesellschaft lebt, in der Abwesenheit ihres Ehegatten, häufig die Besuche eines Mannes annehmen sieht, den man nicht als ihren Verwandten kennt. — Bei dem heftigen Temperamente Don Antonio's, brauchte es indeß nicht mehr, um seine Gattin der Un-

treue schuldig zu halten. Die Eifersucht pflegt leicht den Schein als Beweis zu nehmen, und ein unglücklicher Zufall schürrte diesmal ihre Glut vollends zur lohen Flamme an. Antonio trat in demselben Moment in sein Haus, als der Kapitain, in etwas aufgeregter Stimmung, das Zimmer Eurer Schwester verlassen hatte. Beide begegneten sich, und der eifersüchtige Ehemann zweifelte keinen Augenblick daran, seinen begünstigten Nebenbuhler vor sich zu sehen. Er stieß ihn nieder, und vollbrachte demnächst an Eurer Schwester den zweiten Mord in derselben Minute."

Van der Hoornstraten bedachte sich einige Sekunden lang und sagte dann:

— "Nach diesem Hergange scheint aber in dem Benehmen Antonio's, wenn auch nicht gerade ein strikter Widerspruch, doch aber etwas Auffallendes zu liegen und zwar darin, daß er meine Schwester von seiner Ankunft zuvor in Kenntniß gesetzt hatte. Es läßt von

einem eifersüchtigen Ehemanne weit eher voraussetzen, daß er die Gelegenheit benützt haben und vielmehr unerwartet in seinem Hause erschienen sein würde, — weil er dann hinsichtlich der beargwöhnten Treue seiner Gattin, wohl ein überzeugendes Resultat in Aussicht gehabt hätte."

— „Auch darüber kann ich Euch einigen Aufschluß geben."

— „Nun?"

— „Die Erscheinung Don Antonio's in seinem Hause," entgegnete Aliagamiro, „war, seiner Absicht nach, allerdings eine unerwartete, obgleich sie für seine Gattin nicht das Ansehen einer solchen haben konnte."

— „Das ist entweder ein Widerspruch, oder ich verstehe Euch nicht. Der Don hatte ja meiner Schwester seine bevorstehende Ankunft in Amposta schriftlich angezeigt . . .?

— „Ganz recht. Allein er würde sicher-

lich nicht an diesem Tage und nicht gerade zu dieser Stunde erschienen sein, wenn . . ."

— "Wenn?" fragte van der Hoornstraten, als Jener sich plötzlich unterbrach.

— "Wenn er nicht davon unterrichtet gewesen wäre, daß um dieselbe Zeit Eure Schwester den Besuch des Kapitains empfangen würde," sagte der Don.

— "Wie konnte er das? Es scheint mir dies nicht wahrscheinlich . . ." sprach van der Hoornstraten in zweifelndem Tone.

Aliagamiro versetzte:

— "Und doch war es so. Ein Zufall hatte es so gefügt."

— "Erklärt mir . . ."

— "Don Gomez wußte nämlich, daß Don Antonio an dem Tage vor dem unglücklichen Ereignisse bereits in Tortosa ankommen werde, weil er die Absicht gehabt hatte, Abends in Amposta einzutreffen. An demselben Tage schrieb nun der Kapitain an Eure Schwester, daß er

sie den folgenden Tag gegen Mittag besuchen werde. Ein Reitknecht des Kapitains, welcher das Billet mit dieser Nachricht nach Amposta brachte, war auf eine Strecke der Reisegefährte des Don Gomez, welcher um diese Zeit denselben Weg passirte. Der Bote war ein dummer Teufel. Er konnte nicht lesen, und hatte den Namen der Dame vergessen, an welche er gesandt worden. Er erkundigte sich daher bei dem Don, indem er ihm das Billet in die Hände gab, nach der Adressatin. Das Papier war nur oberflächlich verschlossen und Don Gomez, an und für sich schon Verdacht schöpfend, war schlau genug, aus diesem Umstande Nutzen zu ziehen. Er erhielt von dem Inhalte des Billets Kenntniß und glaubte seinem Freunde, dem Don Antonio, einen Dienst zu erweisen, wenn er ihn davon unterrichte. Nachdem er daher den Boten zurecht gewiesen hatte, ging er nach Tortosa zurück und wartete daselbst die Ankunft Antonio's ab. Dieser kam denn auch,

erfuhr durch Don Gomez, daß Eure Schwester am folgenden Tage um die und die Zeit den Besuch seines vermeintlichen Nebenbuhlers empfangen werde, und beschloß darauf, die Nacht über in Tortosa zu verweilen, um den andern Tag zur bestimmten Stunde sich nach Amposta zu begeben, in der Absicht, seine beargwöhnte Gattin auf der That zu ertappen . . . Was in Folge dessen Unglückliches geschehen, darüber seid Ihr bereits belehrt."

— „Leider!" sagte van der Hoornstraten mit einem unterdrückten Seufzer.

Dann fragte er:

— „Was ist aus den beiden Kindern geworden?"

— „Darüber weiß ich nicht mehr, als was der Brief Eurer Schwester davon sagt — also Nichts. Es ist indeß nicht zu bezweifeln, daß Don Antonio seine Kinder mit sich genommen," sprach Aliagamiro gleichgültig und ohne aufzublicken.

— „Und doch wurde das, wie mir jene

Gastwirthin erzählt, von der öffentlichen Meinung bezweifelt," wandte van der Hoornstraten ein.

— „Wo es sich um eine außerordentliche Begebenheit handelt," entgegnete der Don, „pflegt die Meinung der Leute selten eine unpartheiische Richterin zu sein, weil sie in solchen Fällen all zu sehr zur Uebertreibung geneigt ist. — Indeß muß ich Euch bemerken, daß ich Alles, was ich von der ganzen Geschichte weiß, theils nur aus diesen Papieren und theils aus Nebenumständen und Mittheilungen geschöpft; weshalb Ihr also bedenken wollt, daß ich Euch nicht so antworten kann, als ob ich bei der Begebenheit Augenzeuge gewesen wäre."

— „Und doch wißt Ihr Manches so genau, als ob dies in der That der Fall gewesen wäre," sagte van der Hoornstraten, mit einem durchdringenden Blick auf den Don, in ungläubigem Tone.

— „Ich sagte Euch ja, worauf sich meine Wissenschaft gründet,“ versetzte dieser etwas ungeduldig.

— „Nun so werdet Ihr mir ohne Zweifel auch sagen können, wie Ihr zu den Papieren gekommen seid, — namentlich zu jenem Briefe, welchen meine Schwester bereits dem Kapitain übergeben hatte.“

Aliagamiro bedachte sich einen Augenblick und sagte dann:

— „Ich erhielt ihn von demjenigen Manne, welcher am füglichsten ihn besitzen konnte: nämlich von Don Gomez. Dieser war bei der Wegschaffung des Kapitains aus dem Hause Antonio's thätig gewesen. Und da der Todte diesen Brief bei sich trug, so läßt es sich erklären, wie Don Gomez in dessen Besitz gekommen. Von demselben Manne erhielt ich auch die übrigen Papiere.“

— „Hieraus läßt sich also schließen, daß

Ihr Don Gomez genauer gekannt ..." sagte van der Hoornstraten.

— „Sehr genau," versetzte Aliagamiro ohne die geringste Verlegenheit.

— „So werdet Ihr mir auch wohl sagen können, wo der Don ein Ende genommen?"

Jener entgegnete:

„Darüber kann ich Euch keine Auskunft geben. Er entfernte sich plötzlich aus Amposta und kehrte nicht wieder dahin zurück. — Wie Ihr mir sagtet, habt Ihr ja dasselbe bei Eurer Anwesenheit in Amposta erfahren," setzte er dann mit listiger Miene hinzu.

— „Ihr seid also in Amposta gewesen?" fragte van der Hoornstraten, indem er die letztern Worte Aliagamiro's zu überhören schien.

— „Ich hielt mich eine Zeit lang in der Umgegend auf, wurde mit Don Gomez zufällig bekannt, und bald wurden wir vertraute Freunde. Bei irgend einer Gelegenheit erzählte er mir, wie er in den Besitz seines Hauses ge-

kommen; und dies gab dann Veranlassung, daß ich die ganze damit in Verbindung stehende Geschichte erfuhr. Da ich Anfangs die Wahrheit der Sache bezweifelte, so suchte er mich durch den Inhalt dieser Briefe zu überzeugen, die ich später, in der Aussicht, bei Euch ein gutes Geschäft damit zu machen, für eine gewisse Summe an mich brachte."

— „Und was vernahmet Ihr über Don Antonio? Ihr seht, ich komme jetzt auf diese Frage zurück, und es ist daher die letzte Auskunft, um welche ich Euch in Anspruch nehme."

— „Und ist die wichtigste," bemerkte Aliagamiro mit einem bedeutungsvollen Blicke.

— „Um so mehr muß mir daran liegen, sie zu erhalten," versetzte Jener.

Der Don antwortete darauf Nichts und war in Nachdenken versunken.

Nach einer Pause sagte er in einem Tone, welcher verrieth, daß er von jetzt ab an dem

Gespräche ein ernsteres Interesse nehme, als dies bisher der Fall gewesen:

— „Zu welchem Zwecke wollt Ihr über die Person Don Antonio's Auskunft erlangen? Sagt mir's frei heraus.“

Van der Hoornstraten versetzte:

— „Eure Frage ist sonderbar, und ist schwer zu beantworten. Das Verlangen, denjenigen Mann zu kennen, der auf das Schicksal meines elterlichen Hauses einen so mächtigen und gewaltsamen Einfluß ausgeübt, entspringt aus zu vielseitigen Motiven, als daß ich Augenblicklich davon sollte Rechenschaft ablegen können. Ich will Euch meine Absicht in Betreff dieses Mannes nicht verhehlen, sobald ich wissen werde, wer er ist. Denn Ihr werdet es wohl ganz natürlich finden, daß seine Persönlichkeit meinem Benehmen gegen ihn zum Maaßstabe dienen muß. Ihr seht also, ich gehe in dieser Hinsicht ganz freimüthig zu Werke; darum

hoffe ich, daß Ihr mir auf demselben Wege entgegen kommen werdet."

Aliagamiro zögerte einen Augenblick. Dann sagte er:

— „Wohlan, Ihr sollt sehen, daß ich Eurer Freimüthigkeit Nichts nachgebe . . . Ich will Euch den Mann nennen, der Eure Schwester entführt hat, im Geheimen ihr Gatte und dann ihr Mörder gewesen. Doch eine Bedingung habe ich . . ."

— „Wenn ich sie Euch zugestehen kann . . . Nennt sie mir."

— „Ihr dürft, wenigstens vor der Hand, keine Rache an diesem Manne nehmen. Später könnt Ihr es thun."

— „Wie kommt Ihr darauf?" fragte van der Hoornstraten, den Don scharf fixirend.

Aliagamiro versetzte:

— „Ich selbst bin dieses Mannes unversöhnlichster Feind; und bevor ich nicht Rache an ihm genommen, überlasse ich ihn keinem

Andern. Uebrigens dürfte es Euch schwer werden, ihm beizukommen."

— „Wer ist es?"

— „Wollt Ihr Euch meine Bedingung gefallen lassen?"

— „Ich bin's zufrieden. Nun sagt, wer ist dieser Mann?"

Der Don antwortete nicht, sondern nahm einen Brief aus der Tasche, öffnete ihn und hielt ihn van der Hoornstraten mit den Worten entgegen:

— „Kennt Ihr diese Handschrift?"

Jener blickte hin und fuhr betroffen zusammen, indem er ausrief:

— „Des Kardinals!"

— „Und des ehemaligen Gatten Eurer Schwester," setzte Aliagamiro kalt hinzu.

— „Wie? Granvella? —"

— „Ist der Mörder Eurer Schwester."

— „Er . . .?"

— „Der Mörder Eures Verwandten, des Kapitains van der Flottwell.“

— „Nicht möglich!“

— „Leset diesen Brief. Es ist derselbe worin er seine Gattin von seiner letzten Ankunft in Amposta benachrichtigt. Er befand sich damals in Brüssel und arbeitete bereits im Kabinet des Kaisers.“

Van der Hoornstraten durchflog hastig das Papier und gab es dann, sichtbar erschüttert, mit dem Ausrufe zurück:

— „Also Granvella!“

— „Früher Anton Perenot, nunmehr Kardinal Granvella,“ sagte Aliagamiro und setzte dann hinzu: „Jetzt werdet Ihr Euch auch die Ueberschrift in dem Briefe Eurer Schwester erklären können . . . Anton P — —, heißt Anton Perenot . . . Vor der Zeit des Verschwindens Eurer Schwester war dieser Mann in Mons . . .“

Van der Hoornstraten hörte nicht auf die letztern Worte Aliagamiro's, sondern saß, starr vor sich niederblickend, ganz in Grübeleien verloren, und als der Don nach einer Weile weiter sprechen wollte, stand er auf und sagte in großer Gemüthsbewegung:

— „Laßt das . . . ich weiß genug davon. Nur Eins möchte ich noch wissen . . .“

— „Sprecht.“

— „Was habt Ihr gegen den Kardinal? Ich will zwar nicht in Eure Geheimnisse dringen, so weit sie mich nichts angehen; allein es könnte Euch, vielleicht auch mir von Nutzen sein . . .“

— „Wenn wir uns verständigten, meint Ihr,“ fiel ihm Aliagamiro in's Wort. „Ich bitte Euch, laßt das auf sich beruhen, und wollt Ihr mir eine Bitte gewähren, so ist es die, der Bedingung zu gedenken, unter welcher ich den Namen des Kardinals in Eurer Ange-

legenheit Preis gegeben habe. Dieser Mann ist meiner Rache verfallen, und er entgeht ihr nicht. Habe ich dann das Meinige gethan, so bleibe es Euch überlassen, mit ihm zu thun, wie es Euch gut dünkt."

Van der Hoornstraten hatte die letztern Worte Aliagamiro's lächelnd angehört. Dann sagte er:

— „Ihr sprachet vorhin davon, daß es mir schwer werden möchte, dem Kardinal beizukommen, im Falle ich an ihm sollte Rache nehmen wollen; und doch scheint Ihr in dieser Hinsicht Eurer Sache so gewiß zu sein?"

Der Don entgegnete:

„Nehmt das wie Ihr wollt. Hoffentlich wird schon die nächste Zukunft Euch darüber belehren. Für jetzt erlaubt, daß ich Euch verlasse. Unser Geschäft ist zu unserer Beider Zufriedenheit abgethan . . ."

— „Es ist's," sagte van der Hoornstra-

ten, „und darum wünsche ich mich Euch erkenntlich zu bezeigen . . .“

Aliagamiro schien über die Bedeutung dieser Worte in Zweifel zu sein, und sein Auge verrieth einige Unruhe. Doch kehrte sein bisheriger stoischer Gleichmuth bald wieder zurück, als Jener fortfuhr:

„Wenn Ihr ungesehen mein Haus verlassen und ungehindert die Stadt passiren wollt, so will ich Euch die Mittel dazu geben.“

Der Don verbeugte sich und sagte mit kaltem Lächeln:

„Ich danke Euch für Euren guten Willen. Zu Eurer Beruhigung nehmt indeß die Versicherung, daß es um meine Sicherheit nicht so schlimm steht, als Ihr zu glauben Ursache haben möget. Also lebt wohl und bewahret mir Eure Erkenntlichkeit auf ein andermal . . . Wer weiß, es könnte sich ereignen, daß ich derselben einst bedürfen sollte.“

— „Ihr könnt darauf rechnen.“

— „So lebt denn wohl!“

Hiermit erhob sich Aliagamiro und ging.

Viertes Buch.

— „Ihr könnt darauf rechnen."

— „So lebt denn wohl!"

Hierauf erhob sich Wlagamira und ging.

Erstes Kapitel.

Das Gasthaus „zur grauen Schenke.“ — Ein unerwartetes Zusammentreffen. — Master Weithson. — Die seltsame Schuld. — Das Mißverständniß. — Aufklärung desselben. — Verständigung. — Gemeinschaftliche Abreise. —

Nachdem Aliagamiro die Wohnung van der Hoornstraten's verlassen, eilte er, sorgfältig alle Hauptstraßen vermeidend, durch ein Gewinde von Seiten- und Quergassen einem kleinen, außerhalb der Stadt und ziemlich abseits gelegenen, unter dem Namen „die graue Schenke“ bekannten Hause zu, wo er am Morgen, bei seiner Ankunft in Mecheln, abgestiegen war und einen Theil seiner Effecten dem Wirthe in Verwahrung gegeben hatte. Es war dies ein Haus von längst gegründetem Rufe für eine

gewisse Gattung von Reisenden, welche mancherlei geheime Ursachen hatten, dem Aufenthalte in den engen, schwarz geräucherten, schmutzigen Zimmern desselben, vor demjenigen, welchen die behaglichern Räumlichkeiten der vielen andern Gasthäuser innerhalb der Stadt ihnen boten, den Vorzug zu geben.

Es sei indeß hiermit nicht gesagt, daß in diesem Hause etwa nur Leute verkehrten, welche aus schlimmen Gründen diese abgelegene und unfreundliche Herberge zu ihrem Obdach wählten. Vielmehr sah man zu jener Zeit, von welcher wir sprechen, daselbst auch Personen aus und ein gehen, welche trotz der Heimlichkeit, mit der sie sich zu bewegen pflegten, ein gutes Gewissen unter ihrem schlechten Rocke trugen und welche nicht selten eben darum gezwungen waren, sich dem Auge der Oeffentlichkeit zu entziehen . . . Leute, welche als politische Widersacher oder aus religiösen Gründen von den Späherblicken der Inquisition verfolgt

wurden, fanden hier auf kurze Zeit einen Schlupf=winkel, in welchem sie ihre Flucht aus einem Lande vorbereiten und bewerkstelligen konnten, wo jetzt auch der Gerechteste nicht sicher war, mit dem Schimpf der entehrendsten Verbrechen belastet zu werden. —

Als Aliagamiro in die vordere allgemeine Schenkstube dieses obscuren Gasthauses getreten war, begab er sich sogleich in ein kleines, durch einen Bretterverschlag von derselben getrenntes Behältniß, welches, eine Art Comptoir bildend, der Aufenthalt des Wirthes zu sein pflegte.

Dieser, ein kleiner, hagerer Mann von etwa vierzig Jahren und verschmitztem Aus=sehen, schien den Don erwartet zu haben; denn als er desselben ansichtig wurde, erhob er sich schnell und sprach etwas hastig, mit der ihm eigenthümlichen, halb flüsternden Stimme:

— „Seid Ihr endlich da!“ Dann setzte er, auf eine kleine bestäubte Wanduhr des Ge=

maches blickend, hinzu: „Zwei volle Stunden wartet nun das Fuhrwerk schon . . .“

— „Ich bin etwas länger aufgehalten worden, als ich's gedacht,“ sagte Aliagamiro. „Desto mehr werde ich mich nun beeilen. Ihr habt doch dem Knechte genau Bescheid gesagt . . .?“

— „Ganz genau,“ versetzte Jener. „Er hält etwa tausend Schritte links der Brüsseler Straße, dicht hinter dem Mühlenbusch . . . und ein Paar Pferde, die ihres Gleichen suchen.“

— „Desto besser. Seid nun so gut und gebt mir eine Kanne von Eurem besten Bier und dann meine Sachen.“

Der Wirth brachte eine irdene Kanne voll eines trüben, braunen Getränkes, das er ausdrücklich mit der schmeichelhaften Eigenschaft „vom Besten“ bezeichnete.

Während Aliagamiro mit diesem Gebräu seinen Durst löschte, öffnete Jener einen Schrank, nahm eine Schatulle nebst einem kleinen wohl-

verschnürten Bündel heraus und legte Beides mit den Worten vor seinem Gaste auf den Tisch:

— „Seid so gut und beseht die Siegel; es ist Alles unversehrt.“

— „Ist bei Euch nicht von Nöthen,“ sprach der Don mit einem verstohlenen Blicke auf die Gegenstände. Demnächst nahm er die Sachen unter den Arm, bezahlte seine Zeche, reichte dem Wirthe die Hand und verließ das Gemach.

Als er eben durch die Schenkstube schritt welche er passiren mußte, um den Hausflur zu erreichen, trat ein Mann ein, welcher, als er Aliagamiro erblickte, den Thürgriff hinter sich in der Hand behaltend, wie gebannt auf der Schwelle stehen blieb, während Jener, beim Anblick des Fremden, sich verfärbte und unschlüssig zu sein schien, ob er vorwärts gehen oder umkehren solle. Und so kam es denn, daß sich

Beide einige Sekunden lang regungslos gegenüber standen. —

Indeß währte die Unentschlossenheit des Don, welche offenbar die Folge einer außerordentlichen Bestürzung war, nicht lange. Er schritt auf die Thür zu, und ließ die Absicht merken, daß er auf etwaigem Widerstand nicht unvorbereitet sei.

In demselben Moment vertrat ihm der Fremde rasch den Weg, faßte mit einem kräftigen Griff seinen Arm und starrte ihm einen Augenblick unverwandt in's Gesicht indem er ausrief:

— „Hol' mich der Teufel, wenn Ihr nicht Don Gomez seid!"

Der also Angeredete versuchte im ersten Augenblicke seinen Arm loszumachen. Allein theils durch den Umstand, daß ihn Jener mit überlegener Kraft fest hielt, theils durch den, daß ihm die Effecten, welche er trug, daran hinderlich waren, ward ihm dies unmöglich. Er

schien einzusehen, daß er hier, ohne Aufsehen zu erregen, mit Gewalt Nichts ausrichten könne; und da er eben Ursache haben mochte, in Gegenwart von Zeugen sich mit seinem Gegner nicht in Wortwechsel einzulassen, so hielt er es für's Gerathenste, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, in der Hoffnung, vielleicht bald Gelegenheit zu erhalten, sich durch List einem Zusammentreffen entziehen zu können, an welchem ihm wenig gelegen zu sein schien.

Er ließ das Bündel, welches er unter dem Arme trug, den Jener gefaßt hatte, fallen, und rief in halb scherzendem halb verdrießlichem Tone:

— „Hol' Euch der Henker! Ihr habt ja einen Griff, als ob Eure Sehnen von Stahl und mein Fleisch und Bein mindestens von Eisen wären.

Der Fremde schlug eine helle Lache auf und sagte:

— „Haltet das meiner Freude zu gut, Euch so unverhofft und wohlauf zu sehen.“

— „Freut mich ebenfalls ...“ sagte Aliagamiro, indem er das Gesicht zu einem sauern Lächeln verzog.

— „Legt also Euer Gepäck da auf ein Paar Stunden bei Seite; denn so bald lasse ich Euch nicht fort . . . Ich sehe, Ihr habt eben im Sinne Euch auf Reisen zu begeben.“

— „Ich will Euch schon den Gefallen thun, eine Weile mit Euch zu plaudern, doch lange kann ich mich nicht aufhalten, denn ich habe Eile.“

— „Das soll ganz auf Euch ankommen.“

Hiermit schritt der Don einer langen, hölzernen Tafel zu und nahm daran Platz. Der Andere rief unterdeß den Wirth herbei und forderte ein Paar Krüge vom besten Biere. Dann begab er sich ebenfalls an den Tisch und ließ sich neben Aliagamiro, jedoch zunächst der Thür, auf eine Bank nieder.

Der Fremde war ein Mann von etwa funfzig Jahren, von untersetzter, kräftiger Statur und groben, plumpen, entschlossenen Gesichtszügen. Sein Teint war stark von der Sonne verbrannt, und sein langes, verwirrtes Bart- und Kopfhaar von dunkler Farbe und noch ungebleicht, gaben ihm ein wildes Ansehen. Seine Manieren waren gemein und keck. Er trug eine grobe Tuchkleidung, eine Kopfbedeckung nach Art der französischen Küstenfahrer, und sprach ein schlechtes Spanisch.

Nachdem der Wirth das geforderte Getränk gebracht und dabei verstohlen seinen neuen Gast gemustert hatte, sagte er halblaut und in verdrießlichem Tone zu Aliagamiro:

— „Wenn Ihr noch lange wartet, werdet Ihr schwerlich Euren Wagen noch antreffen."

Der Don antwortete Nichts, sondern gab durch einen Blick zu verstehen, daß er mit dem Fremden, welchen er nun mit „Master Weithson" anredete, allein zu sein wünsche, und als

darauf der Wirth sich entfernt hatte, sprach er zu seinem Gesellschafter:

— „Nun seid so gut und sagt mir, was Ihr wollt; denn, damit Ihr's wißt, ich habe nicht eben Zeit zu einem langen Discours."

Der Angeredete sah dem Don einen Augenblick mit trotzigem Schweigen in's Gesicht, that demnächst gemächlich einen langen Zug aus seinem Bierkruge und sagte dann in energischem Tone:

— „Was ich von Euch will? Und das fragt Ihr noch? — Ich sage Euch, wenn Ihr die Sache so anfanget, werden wir nicht so bald, wenigstens nicht eben zu Eurer Zufriedenheit auseinander kommen."

Aliagamiro schien durch diese Sprache etwas eingeschüchtert und entgegnete ziemlich kleinlaut:

— „Nun, ich weiß . . . ich weiß, ich bin noch in Eurer Schuld . . ."

Jener erwiderte mit gemeinem, höhnischem Lachen:

— „Nun, das laß' ich gelten . . . das ist doch schon Etwas . . . Fahret nur so fort, und Ihr werdet dann bald auf den Punkt kommen, auf welchen ich Euch haben will . . . Ich meine, Ihr werdet bald weg kriegen, weshalb ich wahrlich keinen kleinen Weg — so einen Spaziergang durch aller Herren Länder gemacht, um Euch einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

— „Gut. Machen wir also keine überflüssigen Redensarten. Sagt, wie hoch beläuft sich Eure Forderung? Nennt mir die Summe."

Master Weithson stützte seinen Kopf auf den rechten Arm, blickte dem Don eine Weile keck in's Angesicht und sprach dann in halb spöttischem, halb boshaftem Tone:

— „Wie hoch meine Forderung — wie hoch die Summe sich beläuft, die Ihr mir schuldig seid? Ha! ha! ha! Die Summe ist

eine Kleinigkeit. Darum würde ich nicht seit fast elf Jahren in allen Winkeln der Welt nach Euch herumgeschnüffelt haben . . . Die Schuld, in der Ihr bei mir steht, bezahlt sich nicht mit Eurem elenden Gelde — auch wenn Ihr so viel hättet, daß man das halbe Meriko damit kaufen könnte . . . Ihr werdet wissen, es ist eine Schuld an Fleisch und Blut, und die könnt Ihr nicht mit allem Gelde in der Welt bezahlen."

Aliagamiro sah den Fremden betroffen an, und sagte:

— "Freund, ich verstehe Euch wahrlich nicht . . ."

— "Ihr versteht mich nicht?" rief mit Heftigkeit Master Weithson und fuhr dann mit steigender Hitze fort: "Nun, da werdet Ihr mich hoffentlich wohl auch nicht verstehen, wenn ich Euch sage, daß ich mein Kind, mein einziges Kind — mein Fleisch und Blut von Euch fordere . . . Kurz und gut, ich sage Euch, Ihr

verlasset nicht lebendig dieses Haus, wenn Ihr mich nicht zufrieden stellt . . . Eher erwürge ich Euch mit diesen Händen . . ."

Der Don war während dieser Rede des Fremden immer bestürzter geworden, und als derselbe schwieg, schien es ihm an einer Antwort zu fehlen.

— „Nun, was gebt Ihr mir für einen Bescheid?" fragte nach einer Pause Master Weithson, kurz und entschlossen.

Aliagamiro schien sich inzwischen etwas gesammelt zu haben und sagte endlich:

— „Mein Freund, ich sehe, es herrscht zwischen uns ein arges Mißverständniß, und wir können daher noch lange hin und her reden, ohne dadurch zum Zwecke zu kommen. Seid daher so gut Euch etwas zu mäßigen und mich ruhig anzuhören."

— „Laßt einmal hören . . . Doch ich sage Euch im Voraus: denkt nicht daran, mich mit Redensarten abzuspeisen . . . Ihr geht nicht

lebendig aus dieser Stube, wenn Ihr mir nicht klaren Wein einschenkt."

Der Don hatte unterdessen wieder seine gewöhnliche Ruhe gewonnen und sagte nun:

— „Glaubt nicht, daß ich mich durch Eure Drohungen einschüchtern lasse. Es waltet offenbar ein Mißverständniß zwischen uns ob, und es liegt mir selbst Viel daran, dasselbe zu lösen. Hört mich also ruhig an."

— „Sprecht nur; doch macht die Sache kurz," versetzte der Fremde in dem ihm eigenthümlichen, trotzigen Tone, worauf Aliagamiro begann:

— „Vor sechszehn Jahren hatte ich Euch zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zur Erziehung und Pflege übergeben."

— „Richtig. Gerade sechszehn Jahre... Meine Ximena, das Satansweib, Gott hab sie selig, lebte damals noch."

— „Der Knabe war fünf Jahre, das Mädchen sechs Monate alt."

— „Nur weiter.“

— „Ihr wohntet damals auf einem Meierhofe in der Nähe von Figueras, und lebtet vom Schmuggelhandel“

— „Mit Ehren, ja;“ versetzte Master Weithson mit einer gewissen Selbstgefälligkeit.

— „Ihr, oder vielmehr Eure Frau erhielt von mir eine ansehnliche Summe Geldes zur vorläufigen Verpflegung der Kinder, mit dem Versprechen, von Zeit zu Zeit es an weitern Summen nicht fehlen zu lassen.“

— „Hat seine Richtigkeit mit diesem Versprechen, wobei es eine Zeit lang auch blieb,“ bemerkte Jener spöttisch.

Aliagamiro beachtete diese Bemerkung wenig, und fuhr ruhig fort:

— „Größere Reisen, zu welchen ich gezwungen war, machten es mir nicht möglich, mein Wort pünktlich zu halten. Allein ich that dies nachträglich. Zwei Jahre später schickte ich Euch eine namhafte Summe.“

— „Weiß wohl. Meine Ximena war gerade kurz vorher gestorben; das Satansweib, Gott hab' sie selig."

— „Und ein Jahr später schrieb ich Euch von Valencia aus, daß ich die Kinder mit Nächstem von Euch abholen und das Pflegegeld, welches Ihr etwa noch verlangen möchtet, bezahlen werde."

— „Ich habe Euren Brief richtig erhalten."

— „Wenige Wochen darauf kam ich zu diesem Zwecke auf der Meierei an. Ihr waret abwesend."

Master Weithson that wieder einen langen Zug aus seinem Kruge und sagte:

„Nun werden wir endlich darauf hinkommen . . . Nur weiter."

— „Die Kinder, welche sich mit den Eurigen allein in Eurer Wohnung befanden, sagten mir, daß Ihr erst zur Nachtzeit nach Hause kommen werdet."

— „Weiß wohl, ich war in Geschäften auf der Grenze. Nur weiter.“

— „Ich wartete eine geraume Zeit. Es wurde endlich Nacht, und Ihr kamet nicht.“

— „Konnte auch nicht kommen ... Hatte damals ein hartes Scharmützel zu bestehen ... Habe noch eine Narbe davon aufzuweisen.“

— „Meine Zeit erlaubte mir nicht, länger auf Euch zu warten. Ich hinterließ Euch ein Schreiben, worin ich Euch versprach, die letzten noch rückständigen Pflegegelder bald zu überschicken. Darauf nahm ich den Knaben, der mich noch zu kennen schien, so wie das Mädchen, fuhr mit ihnen nach Rosas hinüber, und schiffte mich ein.“

— „Weiter, weiter!“

— „Theils die Entfernung, theils die Umstände haben mich bis jetzt behindert, Euch die noch schuldigen Pflegegelder zu überschikken ...“

— „Sprecht mir davon nicht wieder,“

unterbrach hier Master Weithson den Don. „Sagt mir vielmehr, was Ihr mit dem Mädchen angefangen habt.“

Aliagamiro stutzte und fragte in zweifelhaftem Tone:

— „Mit dem Mädchen?“

— „Ja, mit dem Mädchen, mit meinem Mädchen, meinem Kinde, das Ihr statt Eures Balges mit Euch genommen . . . Sprecht, wo ist meine Inez, wo ist mein Kind . . ?“

Der Don saß einen Augenblick wie versteinert.

— „Nun, kriege ich bald Antwort?“ herrschte ihn Jener, nach einigen Sekunden des Schweigens, zornig an. „Machet nicht, daß ich das Schlimmste denken soll . . . Wo ist mein Kind? Gebt mir Antwort, oder ich schlage Euch mit diesen Fäusten Euren grauen Schädel ein!“

— „Euer Mädchen?“ fragte Aliagamiro, wie aus einem Traum erwachend.

— „Mein Mädchen, mein Kind, mein's!“

schrie der Fremde, mit einem wüthenden Blick auf den Don.

— „Nicht möglich!" rief Aliagamiro, ganz in Staunen versunken.

— „Nicht möglich?" entgegnete Jener, noch aufgebrachter als zuvor, und setzte dann hinzu: „ich sage Euch, es ist so. Ihr habt Euren Balg ja nicht einmal gekannt... Nicht einmal nach dem Namen, den ich ihm gegeben, habt Ihr Euch jemals erkundigt... Vielleicht nahmt Ihr mein Kind, weil es ein besseres Röckchen trug, als die Uebrigen... Also machet mich nicht toll, und sagt mir, wo mein Kind ist..."

Aliagamiro antwortete nicht gleich, sondern saß, das Auge starr auf den Fremden gerichtet, in tiefes Nachdenken verloren.

Endlich sprach er:

— „Seid ruhig... Ihr sollt völlig zufrieden gestellt werden. Euer Kind — wenn das Mädchen, welches ich als das meinige aus

Eurem Hause mitgenommen, wirklich Euer Kind ist, — lebt, und Ihr werdet mir meinen Mißgriff gewiß noch Dank wissen."

Der überlegene, kalte Ernst, mit welchem der Don diese Worte sprach, schien Master Weithson außerordentlich zu imponiren. Denn obgleich er über das, was er nun zu erfahren hoffte, noch in Zweifel war, so war sein bisheriges plumpes, aufbrausendes Wesen, doch bedeutend herabgestimmt, als er jetzt zu Aliagamiro sagte:

— „Wenn das, was Ihr so eben gesprochen habt, wahr ist, so erklärt mir die Sache; aber macht es kurz, denn ich verliere sonst die Geduld."

— „Wißt Ihr gewiß," fragte der Don mit ernster, feierlicher Stimme, „daß ich Euer Kind statt des meinigen mit mir genommen? Und wodurch wollt Ihr mir das beweisen?"

— „Alle Teufel!" fuhr Master Weithson wieder zornig auf, „womit ich das beweise?

Mit diesen meinen gesunden Fäusten beweise ich es Euch, mit welchen ich Euch das Lebenslicht ausblase, wenn Ihr mir nicht auf's Wort glauben wollt. — Hättet Ihr Euren Balg so gekannt, wie ich den meinigen kannte und noch in dieser Minute kennen würde, wenn ich ihn sähe, so würdet Ihr, hol' mich der Teufel, nicht so fragen . . ."

— „Seid ruhig; denn mit diesem Gezänk kommen wir nicht zum Ziele," besänftigte Aliagamiro.

— „Bleibt mir erst mit solchen Winkelzügen, mit solchem Schnickschnack vom Leibe, dann werde ich ruhig sein. Gebt mir also einen kurzen, runden Bescheid, dann bin ich zufrieden gestellt — entweder so oder so . . . Ihr werdet mich verstehen."

Die letztern Worte des Fremden waren von einer Pantomime begleitet, welche in einem Falle das Schlimmste fürchten ließen.

— „Ihr sollt diesen Bescheid haben," sagte

Aligamiro ruhig. „Nur seid so gut, mir vorher ein paar Fragen zu beantworten.“

— „Nun?“

— „Wie hieß Euer Kind?“

— „Wißt Ihr's denn nicht? Habt Ihr's denn nicht nach seinem Namen gefragt? Es ging doch schon in's vierte Jahr und konnte schon gar artig plaudern . . .“

— „Ich hab' es nicht gefragt. Nun, wie hieß es?“ wiederholte Aliagamiro gespannt.

— „Adelgunde hieß es . . . Gundel wurde es gemeinhin gerufen . . .“ sagte trocken Master Weithson.

Bei Nennung dieses Namens legte sich die Stirn des Don plötzlich in tiefe Falten, während er mit verbissenem Grimm einige unverständliche Fluchworte in sich hinein murmelte.

Dann fragte er den Fremden:

— „Wißt Ihr an Eurem Kinde sonst Nichts, was Euch als Beweisstück dienen könnte?

Ich meine ein Kennzeichen oder sonst dergleichen . . ."

— „Verschont mich mit solchen Dingen, oder, hol' mich der Teufel, ich verliere die Geduld. Ich sage Euch, ich finde mein Kind unter Hunderten, unter Tausenden wieder heraus . . . Auch hat meine Gundel ein Erbmaal von meiner verstorbenen Ximena, dem Satansweibe, Gott hab' sie selig."

— „Was ist das für ein Maal?" forschte angelegentlich der Don.

— „Am kleinen Finger der linken Hand einen blutrothen Fleck, wie eine Bohne groß — eine Art Feuermaal, wie man es zu nennen pflegt.

Aliagamiro schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann sagte er:

— „Nun sollt Ihr bald befriedigt werden. Erlaubt mir nur . . ."

Hiermit nahm er das Bündel, welches er neben sich liegen hatte, öffnete es schnell und

breitete den Inhalt, in einiger Entfernung von Master Weithson, auf den Tisch aus.

Es waren die Kinder-Kleidungsstücke, welche Aliagamiro in dem geheimen Gemache seiner frühern Besitzung aufbewahrt und welche er, bei seiner Entfernung von dort, mit sich genommen hatte.

Als Master Weithson die Gegenstände erblickte, schoß er wüthend drauf zu, ergriff mit der einen Hand eins der Kleidungsstücke, während er mit der andern den Don bei der Brust packte und mit furchtbarer Stimme ausrief:

— „Mensch, das sind die Kleider meines Kindes! Wo ist mein Kind, sprich! Ha, es ist todt — todt! Sprich, Mensch, oder ich mache Dich kalt — ich erwürge Dich mit diesen Händen . . ."

Aliagamiro war durch diesen unerwarteten, plötzlichen Angriff völlig außer Fassung gebracht. Er zitterte und war blaß wie eine Leiche, während der Fremde ihn so fest hielt, daß er sich nicht rühren konnte und ihm für einen Augen-

blick die Sprache verging. Endlich gelang es ihm, sich ein wenig Luft zu machen, worauf er dann mit Mühe die Worte hervorstieß:

— „Laßt mich . . . Euer Kind lebt . . . lebt wahrhaftig . . .“

Jener ließ seine Hand los und sagte in etwas gemäßigtem Tone:

— „Nun, das ist etwas Anderes. Aber haltet mich nicht lange hin. Ihr seht, ich spaße nicht, und meine Geduld geht mir zu Neige.“

Als Aliagamiro sich etwas erholt hatte, sprach er mit erkünstelter Kaltblütigkeit:

— „Hol' Euch der Henker! Ihr habt die Kraft eines Stieres in Eurer Faust . . . Ich mag nicht länger auf diese Art mit Euch zu thun haben, denn man riskirt sein Bischen Leben dabei. Drum merkt auf das, was ich Euch nun sagen werde . . .“

— „Nun?“

— „Ihr sollt Eure Adelgunde sehen.“

— „Ich will sie aber nicht nur sehen, —

ich will sie mit mir nehmen, wie ein Vater sein Kind . . . das will ich."

— „Adelgunde wird Euch aber schwerlich folgen und Ihr werdet ihr deshalb auch keinen Zwang anthun wollen, wenn Ihr sie erst gesehen haben werdet."

— „Warum? Wo ist sie?

— „In Brüssel."

— „In Brüssel?"

— „Sie ist Gesellschaftsdame der Regentin."

Master Weithson sah Aliagamiro einige Sekunden lang verblüfft an. Endlich sagte er mit ungläubiger Miene:

— „Macht mir keine Winkelzüge . . . Sagt mir ohne Umstände, wo mein Kind ist . . ."

— „Ich habe es Euch so eben gesagt: in Brüssel, am Hofe der Herzogin von Parma."

— „Macht mir nichts weiß, oder ich verliere die Geduld; und dann, wißt Ihr, könnte es Euch übel ergehen."

— „Ich sage Euch, was wahr ist,“ sprach Aliagamiro trocken.

Master Weithson schien jetzt nicht zu wissen, was er von dieser Nachricht über sein Kind halten solle. Er rückte auf seiner Bank unruhig hin und her, griff sich in die Haare, wischte sich den Schweiß von der Stirn und geberdete sich wie unsinnig.

Endlich schien er den Worten Aliagamiro's doch einigen Glauben zu schenken und sprach mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Freude, Zweifel und Unruhe:

— „Ist das wirklich so? Mein Kind, meine Adelgunde ist eine große Dame geworden — ist in Brüssel — bei Hofe — bei der Herzogin . . . ?“

— „So ist's. Ich hatte das Kind, kurz darauf nachdem ich es aus Eurem Hause entfernt hatte, einer vornehmen, mir verwandten Dame zu Sevilla in Obhut gegeben. Zwei Jahre später nahm ich es zu mir nach Brüssel

und gab ihm eine Erziehung, welche es in Eurem Hause schwerlich erhalten haben würde. Ihr seht also, daß Ihr mir meinen Mißgriff danken müsset."

Master Weithson schien noch einen Augenblick zwischen Zweifel und Gewißheit zu schwanken. Dann ward er ruhiger und fragte den Don mit vor Freude strahlendem Antlitz und mit bewegter Stimme:

— „Sagt mir, kann ich Euch glauben...?"

— „Ihr könnt's."

— „Nun da haltet mir meine Hitze von vorhin zu gut. . . Ein Vater liebt sein Kind, und ich hatte an dem Mädchen immer meinen Narren gefressen . . . Also in Brüssel ist sie? — Hört einmal . . . Ich weiß zwar nicht, wo Ihr jetzt euren Herd aufgeschlagen habt; das geht mich auch nichts an. Aber ich merke, daß Ihr just auf Reisen seid. Drum wird's Euch nicht Viel ausmachen, daß wir zusammen nach Brüssel gehen."

Dieser Vorschlag schien Aliagamiro wenig zu behagen; denn er sagte mit einer Miene, aus welcher man abnehmen konnte, daß eine gemeinschaftliche Reise mit Master Weithson nicht in seinem Plane liege:

— „Ich hatte es anders im Sinne.“

— „Laßt hören.“

Der Don sprach:

— „Es ist besser, daß Ihr hier in Mecheln bleibt, bis ich Adelgunde benachrichtigt und vorbereitet habe.“

— „Und Ihr wolltet inzwischen nach Brüssel?“ fragte Jener mit schlecht verhehltem Mißtrauen.

— „Gewiß. Mein Fuhrwerk wartet schon auf mich.“

— „Daraus wird nichts,“ versetzte Master Weithson in entschlossenem Tone. „Entweder wir reisen zusammen oder wir bleiben Beide hier. Thut was Euch beliebt.“

Aliagamiro schien sich in Verlegenheit zu

befinden. Dann bedachte er sich einen Augenblick und sagte mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

— „Wie Ihr wollt . . . Mir ist's recht: reisen wir also zusammen."

— „Abgemacht."

— „Das ist abgemacht. Doch nun ist noch Eins zwischen uns in Ordnung zu bringen," versetzte darauf der Don.

— „Nun?"

— „Ihr seid nun zufrieden gestellt; aber ich bin es von Eurer Seite noch nicht."

— „Was soll's?"

— „Was es soll? Ihr habt nun Euer Kind — Ihr wißt wenigstens, wo Ihr es findet . . . Aber wo ist das meinige? Was ist aus ihm geworden?"

— „Wenn es weiter nichts ist, — darüber könnt Ihr ruhig sein. Ich habe Euer Kind erzogen, wie mein eigenes — schlecht und gerecht. Es ist ein scharmantes Mädchen ge-

worden, die Anna . . . Ist just mit meiner Gundel in einem Alter."

— „Anna? sagt Ihr?" fragte aufmerksam der Don.

— „Anna habe ich sie getauft, weil Ihr Euch sonst um einen Namen für sie nicht bekümmert habt und Ihr, als Ihr sie zu mir in mein Haus brachtet, gesagt, daß ihre Mutter Anna geheißen."

— „Wo ist sie?"

— „Zur Stunde ist sie in Mecheln und gut aufgehoben. Sobald Ihr mich zu meiner Adelgunde geführt haben werdet, werde ich Euch Euer Kind übergeben."

— „Ich soll Euch in diesem Punkte mehr trauen, als Ihr mir . . .?"

— „Das ist nun einmal so;" sagte Master Weithson lakonisch.

— „Gut. Brechen wir also auf . . ."

Hiermit schnürte Aliagamira das Bündel Kleidungsstücke zusammen, welches er vorhin

in der Absicht geöffnet hatte, die Behauptung Master Weithson's rücksichtlich seines Kindes, noch näher zu prüfen. Der Letztere rief während dessen den Wirth und bezahlte seine Zeche. Demnächst verließen die beiden Gäste das Wirthshaus und begaben sich auf den Weg, dem Orte zu, wo das Fuhrwerk hielt, welches den Don nach Brüssel bringen sollte. —

Zweites Kapitel.

Ein im Fallen begriffener Minister. — Geheimnißvolle Nachrichten. — Wichtige Dienstleistungen. —

Es war am Tage nach den Begebenheiten des vorigen Kapitels, in den Vormittagsstunden, als der Kardinal Granvella sich in seinem Kabinette befand, um mit seinem eben erschienenen Geheimschreiber, dem Signor Tusnelli, die Staatsgeschäfte des Tages zu verhandeln.

Der Kardinal sah merklich angegriffen aus. Auch lag in seiner Stimme, so wie in seinem ganzen übrigen Wesen, heute, im schroffen Gegensatze zu seinem gewöhnlichen stolzen, entschlossenen despotischen Charakter, eine gewisse Niedergeschlagenheit, Demuth und Gedrücktheit,

welche auf einen geheimen Kummer schließen ließen.

Es waren dies die unbesiegbaren Merkmale von dem Gemüthszustande eines gefallenen Ministers.

Der Kardinal war seit gestern seines bisherigen Vorrechts beraubt, die Staatsangelegenheiten mit der Regentin unmittelbar und persönlich zu verhandeln, und St. Truyen war hierin an seine Stelle getreten. —

Nachdem der Secretair dem Prälaten mehre Papiere zur Unterschrift vorgelegt und dieselben dann wieder zur weitern Beförderung an sich genommen hatte, fragte der letztere, ohne von einem Briefe, mit dessen Durchsicht er eben beschäftigt war, aufzublicken:

— „Wie steht's um die Angelegenheiten, welche dem Staatsrath zur Entscheidung vorgelegt werden sollen? Hat die Herzogin sich erklärt?"

Der Secretair war um die Beantwortung dieser Frage sichtbar verlegen.

Der Kardinal blickte auf, und sagte mit finsterer, unzufriedener Miene:

— „Sind die Sachen nicht zum Vortrag gekommen . . .?"

Der Signor erwiderte verlegen und mit einigem Zögern:

— „Eminenz Befehle habe ich genau befolgt; allein es war vergebens. Die Anträge sind Seitens der Regentin zurückgewiesen worden."

Der Kardinal biß sich in die Lippen. Nach einer Pause fragte er:

— „Was hatte die Herzogin einzuwenden?"

— „Ihre Hoheit wies die Sachen an den Rath St. Truyen, und . . ."

— „Dieser hat darauf beschieden . . . Ich verstehe . . ." fiel der Prälat dem Signor in's Wort.

Beide schwiegen.

Nach einigen Sekunden begann der Kardinal wieder:

— „Was hört man Neues?"

Der Secretair zuckte mit den Achseln und zögerte mit einer Antwort. Endlich sagte er:

— „Man spricht Ueberall nur von zwei Ereignissen, und von Beiden mit gleichem Bedauern . . ."

— „Nun?"

— „Von dem Einflusse St. Truyen's auf die Entschlüsse der Regierung, und von der Absicht Eurer Eminenz, Sich von den Geschäften zurückziehen zu wollen."

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt eines Bedienten unterbrochen, welcher ein starkes Briefpaket überbrachte und sich gleich wieder entfernte.

Der Kardinal warf einen Blick auf das Siegel, öffnete es hastig, las, und war wie vom Blitz getroffen.

Mit starrem, geisterhaftem Auge durchflog er das mehre Seiten lange Schreiben, in welchem sich noch einige kleinere Briefschaften als Einlage befanden.

Als er zu Ende war, entsank das Papier seinen Händen.

Es war, als ob er sein Todesurtel gelesen hätte.

In demselben Augenblicke bemerkte er noch die Anwesenheit des Secretairs. Er gab ihm ein Zeichen, daß er entlassen sei, zog dann heftig die Klingel und sank wie vernichtet in einen Lehnstuhl.

Der Bediente, welcher das Schreiben überbracht hatte, erschien und betrachtete lange mit Staunen seinen Herrn, welcher in diesem Augenblicke einer Leiche glich und den Eintritt des Dieners nicht bemerkt zu haben schien.

Endlich erhob er sich, ging mit übereinandergeschlagenen Armen, gesenktem Haupte und hohlem, stierem Blicke im Gemache umher, bis sein Auge plötzlich auf den harrenden Lakaien traf.

— „Wer überbrachte diesen Brief?“ fragte der Prälat, indem er mit zitternder Hand auf

das Schreiben wies, welches auf dem Tische lag.

Der Bediente war verlegen und sagte stotternd:

— „Verzeihung, Eminenz, ich hatte vergessen zu melden, daß der Ueberbringer im Vorzimmer wartet.“

— „Laß ihn kommen . . .“

Als der Bediente gehen wollte, rief ihn der Kardinal wieder zurück und sagte:

— „Jetzt noch nicht . . . Ich werde ihn rufen lassen . . . Man gebe Acht auf ihn, daß er sich nicht entferne.“

Nachdem Jener das Gemach verlassen, nahm Granvella wieder den Brief zur Hand und las ihn, so wie die Einlagen, mit einer von Angst, Furcht und Schmerz begleiteten, gierigen Aufmerksamkeit nochmals durch.

Es waren dies dieselben Briefschaften, welche Aliagamiro am vergangenen Tage an van der Hoornstraten übergeben hatte. Nur

waltete dabei der erhebliche Unterschied ob, daß diejenigen Papiere, welche der Kardinal eben empfangen, aus Originalien bestanden, während jene zwar desselben Inhaltes, jedoch in der Handschrift falsch waren.

Die Nachahmung der Schriftzüge war so täuschend, daß es Niemandem, auch dem Vorsichtigsten nicht hätte in den Sinn kommen können, die Echtheit der Briefe zu bezweifeln. —

Trotz der Zerknirschung, Angst und Verzweiflung, welche in der Brust Granvella's wühlten und welche zugleich grauenerregend auf seinem Antlitze ausgeprägt waren, als er, woran er niemals gedacht, die Unschuld seiner unglücklichen, von ihm einst innig und heiß geliebten Gattin — die Unschuld zweier, als Opfer der blindesten Eifersucht von seiner Hand gefallenen Menschen, sich so urplötzlich und überzeugend vor Augen geführt sah, — da konnte der tiefere Beobachter auf seinem Angesicht dennoch einen gewissen Zug starrer, eisiger Kälte wahr-

nehmen, welcher zu dem Schlusse berechtigte, daß das Herz des Prälaten zwar außerordentlich schmerzlich ergriffen und erschüttert, — sein Gewissen aber von solchem Eindrucke nicht berührt sei.

Und so war es in der That. Das Gewissen Granvella's war so verhärteter Natur, daß es gleichsam unabhängig von allen menschlichen Regungen erschien — unabhängig von allen bessern Empfindungen, deren sein von Natur edles, aber verderbtes, systematisch abgestumpftes Herz, bisweilen fähig war. Und wie er an und für sich ein ausgezeichneter, unter Tausenden hervorragender Charakter war, so zeichnete er sich auch hierin vor tausend Andern aus . . . Nie schlug ihm das Gewissen. —

Nachdem der Kardinal den Brief seiner unglücklichen Gattin nochmals überlesen hatte, wobei seine fahlen, bläulichen Lippen krampfhaft jedes Wort zu buchstabiren geschienen,

suchte er einige Ruhe zu gewinnen und klingelte.

Der vorige Bediente erschien.

— „Laß den Mann herein, der den Brief gebracht hat.“

Der Bediente entfernte sich und unmittelbar darauf trat Aliagamiro in's Zimmer.

Als der Kardinal den Don erblickte, war er sichtbar überrascht. Er sah denselben einige Sekunden lang schweigend und prüfend an. Endlich sagte er mit scheinbarem Gleichmuth:

— „Du bist's! Dachte ich mir's doch, daß es Niemand anders sein könne . . .“

Aliagamiro verbeugte sich devot und blieb an der Thür stehen.

Der Prälat schwieg einen Augenblick. Dann trat er dem Don einen Schritt näher und sprach in kaltem, strengem Tone:

— „Weißt Du, was Du wag'st . . .?“

Aliagamiro entgegnete trocken, doch mit einer gewissen Unterwürfigkeit:

— „Ich weiß, Eminenz; ich riskire meinen Kopf.“

Die Ruhe, mit welcher der Don dies sprach, schien dem Kardinal zu imponiren. Er erwiderte Nichts, und Jener fuhr fort:

— „Und weil ich das weiß, so mögen Eure Eminenz daraus folgern, wie wichtig mir die Sache sein muß, um derentwillen ich so Viel auf's Spiel setze, indem ich hier zu erscheinen wage.“

— „Du bist sehr freimüthig,“ sagte der Kardinal mit kaltem Lächeln. „Wenigstens kann ich Dir nicht den Vorwurf machen, daß Du zurückhaltend bist . . . Du versteck'st Deine Absicht nicht und sag'st es gerade heraus, was Du willst: die Sache ist Dir wichtig, weil es sich um Deinen Kopf handelt, den Du zu gewinnen gedenkest für den Dienst, welchen Du mir durch die Ueberlieferung dieser Papiere zu leisten gedachtest.“

Aliagamiro sagte:

— „Verzeihung, damit habe ich Eurer Eminenz keinen Dienst geleistet, welcher mir einen Anspruch auf Belohnung geben könnte.“

Der Kardinal sah den Don verwundert an, welcher nach einer Pause fortfuhr:

— „Dieser Dienst würde eher dazu geeignet sein, mich zu verdammen, als zu begnadigen. Nur würde mir im erstern Falle der Trost bleiben, daß ich unwissentlich und aus zu warmem Diensteifer gefehlt.“

Der Kardinal schwieg und Aliagamiro sprach weiter:

— „Als ich Eurer Eminenz, von Amposta aus, über das Verhältniß des Kapitains zur Donna Anna, Nachricht gab, beurtheilte ich mit gutem Gewissen die Sache so, wie Jedermann. Daher theilte ich mit Jedermann den Irrthum, der Eure Eminenz zu einer That verleitete . . .“

— „Schweig!“ herrschte hier Granvella den Don heftig und mit finsterm Blicke an,

während Zornesröthe sein Gesicht überzog und alle Muskeln desselben sich krampfhaft bewegten.

Aliagamiro brach ab und blieb ruhig stehen.

Nach einer Pause fragte der Kardinal:

— „Wie gelangtest Du in den Besitz dieser Papiere?"

— „Als Eure Eminenz nach der unglücklichen That Ihr Haus verlassen hatten, lebte Donna Anna noch wenige Stunden. Während dieser Frist schrieb sie jenen Brief, welchen sie mir übergab."

— „Und bis jetzt hattest Du ihn mir vorenthalten?" fragte bitter der Kardinal.

Jener entgegnete:

— „Weil ich voraussetzen konnte, daß er Eure Eminenz nicht angenehm berühren würde."

— „Und nun?"

— „Nun erhielten ihn Dieselben, weil ich mich in einer Lage befand, in welcher ich jeden Augenblick gewärtig sein mußte, auf

immer außer Stand gesetzt zu werden, mich des Auftrags der Donna jemals entledigen zu können."

Nach einer Pause fragte der Kardinal weiter:

— „Und jenen Brief, welchen meine Gattin an ihre Eltern geschrieben und dem Kapitain übergeben hatte?"

— „Ich fand ihn in den Kleidern des Kapitains, als ich in der Nacht nach seiner Ermordung, seine Leiche aus dem Hause geschafft. Die übrigen Papiere fand ich im Schreibtische der Donna."

Der Kardinal war einen Augenblick in finsteres Sinnen verloren. Dann wandte er sich mit den Worten an Aliagamiro:

— „Was willst Du nun? Was ist es für eine Sache von Wichtigkeit, die Dich hierher geführt hat und von welcher Du vorhin sprachest?"

— „Es ist das Verlangen, Eurer Emi-

nenz einen Dienst zu leisten, für welchen ich eine Belohnung zu hoffen haben dürfte.“

— „Du bist eben nicht uneigennützig,“ sagte höhnisch lächelnd der Kardinal.

Jener entgegnete in demselben Tone:

— „Man sagt eine Hand wäscht die andere . . .“

— „Ich lasse mich auf keine Bedingung ein,“ versetzte der Kardinal stolz und verächtlich.

— „Ich weiß, es geziemt mir nicht, Bedingungen zu stellen und denke von Eurer Eminenz zu edel um dies auch nur zu versuchen. Ich begnüge mich daher mit der bloßen Hoffnung auf einen Lohn, und begebe mich gern jeder Forderung, ja jedes Anspruches . . .“

— „Nun, was ist's?“

Aliagamiro richtete einen festen Blick auf den Kardinal und sprach dann mit etwas gedämpfter Stimme:

— „Eminenz — Donna Anna hatte zwei Kinder hinterlassen."

Der Prälat entgegnete Nichts, aber eine finstre Wolke zog plötzlich über sein Gesicht.

Nach einer Pause sprach der Don weiter:

— „Eminenz — die Todtenscheine dieser Kinder waren falsch . . ."

Der Kardinal glich in diesem Augenblicke einer Bildsäule. Er war von einer Art Lähmung ergriffen, welche ihn für einige Sekunden selbst des Lebens zu berauben schien.

Aliagamiro beobachtete diesen Zustand Granvella's mit einem Blicke, in welchem sich Tücke und versteckte Schadenfreude abspiegelten.

Als der Prälat wieder zu sich kam, trat er hastig auf den Don zu und rief mit bewegter Stimme:

— „Mensch! Die Todtenscheine sag'st Du . . ."

— „Waren falsch," ergänzte Aliagamiro trocken.

— „Und die Kinder . . .“

— „Leben.“

Dieses Wort brachte auf den Kardinal eine wunderbare Wirkung hervor. Er machte plötzlich eine unwillkührliche Bewegung, als wolle er, von Gefühl überwältigt, die Hand des Don ergreifen, während auf seinem Angesicht sich der höchste Grad freudigen Staunens sich ausdrückte. Doch als ob er dieser natürlichen Aeußerung seines Gemüthszustandes sich schäme, trat er schnell wieder einige Schritte zurück und sagte mit erkünstelter Ruhe:

— „Sprichst Du Wahrheit?“

— „Volle Wahrheit,“ entgegnete Aliagamiro und setzte dann mit versteckter Bitterkeit hinzu: „Eminenz finden dies ungewöhnlich . . . Ich glaub' es wohl. Es dürfte sich nicht so leicht ein zweiter Vater treffen, der, wie ich, die schmachvollste Entehrung seines einzigen Kindes so an Euch rächen möchte. Eminenz

werden sich der Geschichte noch erinnern, an die ich eben denke, und werden mich verstehen. Einen Mann, welcher krank und, um dem Verdachte eines Doppelmordes zu entgehen, flüchtigen Fußes war, nahm ich einst gastfrei in mein Haus. Ich pflegte und beschützte ihn ... und zum Lohne entehrte er mein einziges, geliebtes Kind . . ."

— „Schweig, oder du bist des Todes!" fuhr der Kardinal mit drohender Geberde plötzlich auf.

Aliagamiro rührte sich nicht und sprach mit kaltem, boshaftem Lächeln:

— „Verzeihung ... Ich wußte nicht, daß Eminenz Sich dieser kurzweiligen Geschichte noch erinnern würden . . . ."

— „Mensch, Du redest Dich um Deinen Kopf!" rief, glühend vor Zorn, der Kardinal.

Der Don zuckte die Achseln und schwieg.

Der Prälat verbiß seinen Grimm und sagte dann in etwas gemäßigtem Tone!

— „Wo sind die Kinder . . .?"

Aliagamiro entgegnete:

— „Sie befinden sich in guten Händen und können, auf den Wunsch Eurer Eminenz, binnen wenigen Tagen in Brüssel sein. Es ist für ihre Erziehung auf's Beste gesorgt worden, und Beide leben in glücklichen Verhältnissen . . .“

Der Kardinal blickte den Don mißtrauisch an.

— „Sie scheinen in meine Worte Zweifel zu setzen, weil der Fall etwas seltsam klingt. Doch es ist, wie ich sage. Als Eminenz an jenem unglücklichen Tage Amposta verließen, übergaben Sie mir Ihre beiden Kinder, mit dem Wunsche, von dieser lebendigen Erinnerung an die vermeintliche Untreue Ihres Weibes, bald befreit zu sein. Ich würde diesem Wunsche vielleicht gewillfahrt haben, wenn ich nicht zeitig genug die Unschuld der Donna Anna eingesehen hätte. Um Eure Eminenz scheinbar zu befriedigen, hatte ich mir jene beiden Todtenscheine zu verschaffen gewußt, durch

welche ich vor zwölf Jahren den Tod der beiden Kinder beglaubigte . . . Und so hatte ich denn eine eben so seltene, als edle Rache genommen . . . Doch ich schweige davon."

Der Kardinal schien die letztern Worte zu überhören und fragte nach einer Pause, ohne aufzusehen:

— „Was bürgt mir für die Wahrheit Deiner Worte?"

— „Ein glaubwürdiger Zeuge."

Der Prälat versank jetzt in Nachdenken. Dann sprach er in herablassendem, fast gütigem Tone:

— „Kann ich binnen fünf Tagen meine Kinder sehen und den Zeugen hören, dessen Du erwähnest, so darfst Du auf eine große Belohnung rechnen."

Aliagamiro entgegnete:

— „Ich werde es möglich machen, Eminenz. Doch bedarf ich einiger Mittel dazu . . ."

— „Welcher?"

— „Eines offenen, unbeschränkten Verhaftbefehls . . .“

— „Zu welchem Zweck?“

— „Um mich des Zeugen zu versichern, der mir gutwillig nicht folgen würde.“

— „Gut.“

— „Auch muß ich voraussetzen, daß für die nächsten fünf Tage meine persönliche Freiheit nicht gefährdet werde.“

— „Sei unbesorgt.“

— „So werde ich mich beeilen . . .“

— „Desto früher wird Dir die Belohnung werden.“

— „Eure Eminenz sind sehr gnädig und ich fühle mich gedrungen, diese Gnade durch einen zweiten, vielleicht nicht minder wichtigen Dienst anzuerkennen . . .“

Der Kardinal horchte begierig auf.

Aliagamiro fuhr nach einigem Zögern fort:

— „Es ist mir ein seltsames Gerücht zu Ohren gekommen . . .“

— „Nun?“ fragte der Kardinal, als der Don sich wieder unterbrach.

— „Ich hörte, der Rath St. Truyen habe sich in das Vertrauen der Regentin eingeschlichen . . .“

— „Wie kommst Du darauf . . .?“

— „Ich bin niemals ein Politiker, aber immer ein guter Patriot gewesen . . . Ich möchte daher gern ein großes Unglück verhüten . . .“

Der Prälat wurde immer aufmerksamer. Nach einer Pause sagte er:

-- „Du sprichst in Räthseln.“

— „Die leicht gelöst sind,“ entgegnete Aliagamiro mit besonderm Nachdruck.

— „Ich begreife Dich nicht. Sprich Dich deutlicher aus.“

— „Ich meine, Eminenz, daß der Rath St. Truyen ein Verräther ist und im Sinne hat, der Regierung und dem Lande ein großes Unglück zu bereiten.“

— „Mensch! Weißt Du, was Du sprichst?“ rief der Kardinal voll Staunen und Zweifel.

Aliagamiro entgegnete ruhig:

— „Ich weiß es, Eminenz, und kann die Wahrheit meiner Worte beweisen.“

— „Beweise hast Du . . .?“

— „Die unwiderlegbarsten.“

Hiermit zog der Don zwei Papiere aus der Tasche und reichte sie schweigend dem Kardinal. Während derselbe sie hastig durchlief, konnte man eine außerordentliche Bewegung an ihm wahrnehmen. Sein Auge glänzte von einem seltenen Feuer — seine sonst bleichen Wangen waren hoch geröthet — um seine Lippen zuckte ein krampfhaftes Lächeln und seine Hände zitterten heftig.

Es war dies eine Bewegung der wildesten Freude, welche die Aussicht auf eine baldige, fürchterliche Rache an seinem tödtlichsten Feinde in ihm erregt hatte. —

Die Papiere, welche der Kardinal so eben von Aliagamiro erhalten, waren zwei sehr wichtige Dokumente: der Compromiß, welchen der Letztere am vergangenen Tage im Kabinet van der Hoornstratens entwendet hatte, so wie ein Schreiben des Geheimsecretairs an diesen, worin er demselben seinen Abfall von der Hofparthei anzeigt und zugleich den Verbündeten Hoornstratens seine Dienste zusichert. —

Während der Prälat nochmals die Papiere las, war das Auge Aliagamiro's unverwandt und mit einem Ausdruck auf ihn gerichtet, welcher jedem Unbefangenen Entsetzen eingeflößt haben würde.

Wir werden durch den spätern Verlauf der Begebenheiten erfahren, was in diesem Moment im Innern Aliagamiro's vorgegangen sein mochte. —

Nachdem der Kardinal die Schriften beiseite gelegt hatte, fragte er den Don, mit fast zitternder Stimme:

— „Wie gelangtest Du zu diesen Papieren?"

— „Durch einen glücklichen Zufall."

— „Und durch welchen?"

— „Ich hatte vor einiger Zeit Eurer Eminenz eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich erfuhr durch Ihren Bedienten, daß Dieselben eben beim Rath St. Truyen, Ihrem damaligen Geheimschreiber, vorgefahren seien, um von dort Sich zur Regentin zu begeben. Die Sache hatte Eile, und ich begab mich daher in das Haus des Rathes; allein Eminenz hatten dasselbe bereits verlassen. Bevor ich indeß diesen Bescheid erhalten, war ich, um einen der Leute des Geheimschreibers aufzusuchen, in das Kabinet desselben getreten, das gerade offen stand. Dort fand ich diesen Brief, welcher, wie es schien, eben geschrieben worden war. Ich las denselben, mehr zum Zeitvertreibe, als aus Neugierde, und da der Inhalt etwas Geheimnißvolles für Eure Eminenz zu enthalten schien . . ."

— „So nahmst Du ihn."

— „Um Eurer Eminenz damit zu dienen," entgegnete lakonisch der Don.

— „Und das andere Dokument?" fragte der Kardinal nach einer Pause.

— „Erhielt ich erst gestern auf fast dieselbe Weise, zu Mecheln, im Hause eines Verbündeten des Rathes."

— „In wessen Hause?"

Aliagamiro besann sich einen Augenblick. Dann sagte er:

— „Wenn ich den Namen dieses Mannes nenne, so würden Eure Eminenz schlimm mit ihm verfahren lassen."

— „Und das scheint eben nicht in Deinem Plane zu liegen . . . ?"

— „In meinem Plane?" versetzte der Don in bedeutungsvollem Tone.

— „In wessen denn?" fragte mit Befremden der Kardinal.

— „Ich zweifle," entgegnete Jener, „ob

ob Eminenz überhaupt damit gedient sein würde, den Mann, von welchem ich spreche, in diese Angelegenheit verwickelt zu sehen . . ."

— „Ohne Umstände, nenne mir den Mann," sagte der Prälat kurz und entschieden.

Aliagamiro versetzte kalt und trocken:

— „Nun . . . Van der Hoornstraten."

Bei Nennung dieses Namens verfinsterte sich plötzlich das Gesicht des Kardinals. Nach einer Pause sagte er zum Don, in einem Tone, welcher verrieth, daß es ihm um die Entfernung desselben zu thun sei:

— „Du hast der Regierung einen wichtigen Dienst geleistet . . . Die Belohnung dafür wird Dir nicht entgehen."

Aliagamiro verbeugte sich schweigend, und Jener fuhr fort:

— „In einer Stunde kannst Du den Verhaftsbefehl, dessen Du in der andern Angele-

genheit bedarfst, in Empfang nehmen. Dann bleiben Dir fünf Tage, um in dieser Sache, in welcher ich Dir noch besondere Instruktionen zustellen lassen werde, Dein Versprechen zu erfüllen . . . Doch nur fünf Tage; merke Dir das."

— „Ich werde pünktlich Wort halten."

Hiermit verneigte sich Aliagamiro und verließ das Gemach. —

Wenige Stunden darauf wurde im Palais der Herzogin von Parma, auf einen vom Kardinal ausgefertigten Befehl, ein unbekannter, schlecht gekleideter Mann verhaftet, welcher dadurch einige Aufmerksamkeit erregte, daß er sich, woran freilich Niemand glaubte, für den Vater einer der Gesellschaftsdamen der Regentin ausgab, und sowohl seiner Tracht, als seinem rohen, plumpen Benehmen nach, für einen französischen Küstenfahrer gehalten wurde.

Es war dies jener Mann, mit welchem Aliagamiro in der „grauen Schenke" zu Me-

cheln zusammengetroffen war und mit welchem er dann die Reise nach Brüssel gemacht hatte.

Es war der Vater Adelgundens — Master Weithson.

Aliagamiro hatte sich der Person desselben versichert, theils um sich seiner zu einem spätern Zwecke zu bedienen, theils auch in der Absicht, desto ungestörter einen Plan in Ausführung bringen zu können, welchen er zur Habhaftwerdung jenes Mädchens — der Tochter Donna Anna's — welche Master Weithson in Mecheln zurückgelassen, und deren Aufenthalt der Don im Geheimen in Erfahrung zu bringen gewußt, entworfen hatte. —

Drittes Kapitel.

Das blaue Kabinet. — Baronin von Melani. — Die Zusammenkunft. — Eine schlimme Botschaft. — Beruhigung. — Fernere Pläne.

Der Verlauf der Begebenheiten nöthigt uns, unsere Aufmerksamkeit wiederum auf andere Personen der Erzählung zu richten. —

Am zweiten Tage nach der letzten, zwischen dem Kardinal und Aliagamiro stattgehabten Unterredung war es, daß im Palais der Herzogin von Parma ein regeres Leben herrschte, als man sonst daselbst zu finden gewohnt war.

Es wurden die Vorbereitungen zu einem großen Hofballe getroffen, zu welchem, der Masse der geladenen Gäste wegen, auch ein Theil derjenigen Räume verwendet werden sollte, welche unmittelbar an die innern Gemächer der Her-

zogin stießen, und welche aus diesem Grunde von einer ähnlichen Benutzung bisher stets ausgeschlossen geblieben waren.

Die Einräumung dieser Zimmer zu dem bevorstehenden Balle, war diesmal von der Regentin selbst angeordnet worden.

Es war um die Mittagstunde. Das Dienstpersonal, welches in diesem Theile der zu dem Feste einzurichtenden Räume beschäftigt war, hatte sich eben entfernt, als die Thür eines dieser Gemächer, welches unmittelbar in die von der Herzogin bewohnten Apartements führte, geöffnet wurde, und eine Dame eintrat.

Es war die Oberhofmeisterin, Baronin von Melani.

Ein Page der Regentin folgte ihr auf dem Fuße.

— „Dies ist das blaue Kabinet, gnädige Frau,“ sagte der Letztere. „Ich wüßte nicht, daß sonst noch ein Zimmer im Schlosse unter diesem Namen existire.“

— „Gut. Sie haben aber doch nicht mißverstanden ....?“

— „Gewiß nicht. Im blauen Kabinet sagte der Pater, und setzte dann noch ausdrücklich hinzu: um Ein Uhr.“

— „Es wird mir angenehm sein, wenn Ihre Nachricht sich bewähren sollte. Vorläufig danke ich Ihnen. Kommen Sie ...“

Hiermit entfernten sich Beide wieder, und nach Verlauf weniger Minuten kehrte die Baronin allein zurück. Als sie eingetreten war, zog sie den Schlüssel von Außen ab, verschloß die Thür von Innen und steckte den Schlüssel zu sich.

Dieses Zimmer, das blaue Kabinet genannt, war an derjenigen Wand, welche den Hintergrund bildete und unmittelbar mit den von der Herzogin bewohnten Gemächern zusammenhing, mit einer sowohl von Innen als auch von Außen zu öffnenden Tapetenthür versehen. Vor dieser Thür war jetzt, als Verzierung zu

der bevorstehenden Festlichkeit, eine, bis zum Plafont hinauf reichende, halbkreisförmige Blumen-Terrasse aufgestellt worden, solchergestalt, daß davon die ganze Wand verdeckt wurde und zwischen derselben und den Blumen nur ein beschränkter Raum übrig blieb, welcher indeß das Oeffnen der Tapetenthür bequem gestattete.

Zu diesem Raume führte seitwärts eine schmale, durch Blumen und Schlingpflanzen völlig maskirte Pforte, welche die Arbeiter halb offen gelassen hatten, um später noch verschiedene, hinter der Terrasse befindliche Geräthschaften hinwegräumen zu können.

Der eigenthümliche Versteck, welcher auf diese Weise durch die künstliche Blumenwand gebildet wurde, war von der Baronin alsbald bemerkt worden. Sie trat hinter die Terrasse, schloß die Eingangsthür und ließ sich auf eine Bank nieder, welche die daselbst eben beschäftigt gewesenen Arbeiter, stehen gelassen hatten.

Etwa zehn Minuten mochte die Baronin in ihrem Verstecke verweilt haben, als auf's Neue das Zimmer geöffnet wurde und zwei Personen eintraten.

Durch eine Oeffnung zwischen den Blumen, erkannte die Oberhofmeisterin den Pater Belasius und St. Truyen.

Der Erstere verriegelte behutsam die Thür, und demnächst hörte die Baronin aufmerksam auf das folgende Gespräch der beiden Männer:

— „Euer Gesicht, mein Vater, weissagt eine schlimme Botschaft," sprach St. Truyen.

— „Schlimmes ist's, mein Sohn, was ich Euch zu verkünden habe. Doch Schlimmes und Gutes bilden die Elemente des Lebens. Wollen wir daher das Eine müssen wir auch das Andere geduldig zu tragen wissen."

— „Wenn Eure Worte mich auf Eure Botschaft vorbereiten sollen, so dürfte ich leicht ein größeres Uebel zu erwarten, als in der That zu tragen haben. Sprecht also, was ist's?"

— „Nun, die neuesten Nachrichten aus Mecheln berichten mir, daß unsere beiden wakkern Freunde, Roicarmes und van der Hoornstraten, verhaftet sind.“

— „Aus welchem Grunde?“

— „Aus einem Grunde, welchen die feilen Schergen des Despotismus mit dem gehässigen Namen Verschwörung bezeichnen.“

— „Das ist schlimm. Hat man Beweise?“

— „Noch nicht. Doch die Folter wird deren zur Genüge zu erpressen wissen.“

— „Unsere Freunde sind harte, standhafte Männer.“

— „Das sind sie, allein das wird die Inquisition nicht hindern, ihnen Geständnisse unterzuschieben, welche hinreichen werden, sowohl sie, als auch Euch zu verderben.“,

— „Mich?“

— „Seht Ihr das nicht ein?“

— „Leider, ja. Hoornstraten besitzt Papiere von meiner Hand . . .“

— „Die Euch verderben müssen, sobald sie aufgefunden werden. Wir müssen diesem zuvor zu kommen suchen."

— „Gewiß; aber wie?"

— „Ich werde noch heute nach Mecheln gehen, um mich der sämmtlichen Briefschaften Hoornstraten's zu versichern. Gelingt das nicht, so werde ich dafür sorgen, daß sie auch Andern nicht zugänglich werden sollen. Unterdessen thut Ihr das Eurige bei der Herzogin; denn wenn Alles fehl schlägt, muß sie der Nothanker sein, der Euch rettet . . . Wie weit seid Ihr mit ihr? Könnt Ihr schon ganz auf sie rechnen?"

— „Heute noch nicht, doch morgen wird sie sich ganz meiner Diskretion anvertraut haben; das heißt, ich werde dann so weit mit ihr sein, daß sie mich, ohne sich selbst der Gefahr einer Prostitution auszusetzen, nicht mehr wird fallen lassen können."

— „Und warum morgen?"

— „Weil dem „morgen" ein Abend — eine Nacht vorangeht . . ."

— „Nun?"

— „Die Herzogin wird heute Abend ihre Kammerfrauen um eine Stunde früher entlassen, als sonst; und wenn dann die Uhr in ihrem Boudoir dreiviertel auf Elf schlägt . . ."

— „Dann wird sie Euch zu einer Berathung unter vier Augen erwarten . . . Ich verstehe."

— „Ihr seht also, daß ich des Unheils wegen, welches mir von Mecheln aus droht, beruhigt sein kann, sobald ich des Schutzes der Herzogin vollkommen gewiß bin. Indeß thut Ihr, hinsichtlich der Vernichtung jener Papiere, das Eurige."

— „Ihr könnt darauf rechnen. Doch noch Eins: was habt Ihr gestern bei Adelgunden ausgerichtet? Habt Ihr sie beruhigt?"

— „Vollkommen. Ich habe sie über das Schwierige meiner Lage, so wie über die Ge-

fahr belehrt, in welche die Heftigkeit unserer Leidenschaft uns Beide stürzen muß, wenn wir . . ."

Hier unterbrach sich St. Truyen plötzlich, sah sich ängstlich um, und sprach dann leise:

— „Hört Ihr Nichts : . .? Es war mir, als bewegte sich Jemand . . ."

Der Pater blickte betroffen umher und sah Niemanden.

— „Hier, hinter der Terrasse schien es zu sein," sagte St. Truyen.

— „Das ist nicht möglich; denn dicht hinter der Terrasse ist die Wand . . . Seht selber . . ."

Hiermit hatte der Geistliche eins der Blumengefäße weggerückt und stieß, mittelst der dadurch entstandenen Oeffnung, mit einem Stabe gegen die Wand.

— „So hatte ich mich doch wohl geirrt," sagte St. Truyen. —

Die Oberhofmeisterin hatte sich eben, durch

die erwähnte Tapetenthür, in die Gemächer der Herzogin entfernt. —

Nach einer Pause nahm der Pater wieder das Wort:

— „Ich werde nun also mein Geschäft in Mecheln verrichten, und dann geht's an die Entfernung des Kardinals aus dem Staatsrathe."

— „Es wird dies keine leichte Arbeit sein."

— „Glaubt das nicht; ich habe vielmehr Gründe, welche vermuthen lassen, daß die Sache keineswegs schwierig sein wird."

— „Worin bestehen diese Gründe?" fragte St. Truyen.

— „Darin, daß unser Feind uns selbst in die Hände arbeitet. Es geht das Gerücht, der Kardinal sei Willens, sich von den Geschäften zurück zu ziehen."

— „Auf das Gerede der Leute kann man nicht bauen."

— „Aber es berechtigt mich zu der Ver-

muthung, daß etwas Wahres daran sein müsse, weil es, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, von Granvella selber ausgegangen ist. Uebrigens erscheint mir die Sache auch wahrscheinlich; denn der Kardinal muß bereits einsehen, daß er sich nicht lange mehr wird halten können, und es ist daher natürlich, daß er das Klügste wählen und Gelegenheit nehmen wird, sich wenigstens mit Ehren zurückzuziehen."

— „Ich wünsche ihm Glück dazu."

— „Und ich sage Amen."

Hiermit verließen die beiden Männer das Gemach. —

Viertes Kapitel.

Der Bote. — Van der Weethweil. — Die Intrigue. —

Kaum zwei Stunden nach den Vorgängen des letzten Kapitels, saß der Kardinal schreibend an einem Pulte seines Kabinets.

In einiger Entfernung hatte van der Weethweil, jener Beamte, dessen der Prälat sich am Hofe der Regentin als Kundschafter bediente, Platz genommen.

An der Thür stand ein Reitknecht, reisefertig, die Befehle seines Herrn erwartend.

Es herrschte tiefe Stille.

Nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde legte der Kardinal die Feder bei Seite, falzte

einen Brief zusammen, siegelte ihn und wandte sich dann an den Reitknecht:

— „Wie viel Zeit brauchst Du, um mit meinem besten Pferde nach Mecheln zu kommen?"

— „Sechs Stunden, Eminenz."

— „Du wirst den Weg in fünf Stunden machen."

Der Knecht verneigte sich zustimmend.

— „Es ist jetzt drei Uhr. Um acht Uhr erhält der Bischof Ventili zu Mecheln diesen Brief."

Hiermit übergab der Kardinal dem Reitknecht das Schreiben, welcher sich damit entfernte.

Drei Minuten darauf, hörte man ihn an den Fenstern des Kabinets vorbei galopiren. —

— „Nun, mein lieber Weethweil," wandte der Kardinal sich jetzt in fast heiterm Tone an den Agenten, „wollen wir unser Geschäft weiter verfolgen . . . Ich habe dem guten Pater erst Quartier besorgen müssen. Er wird sich

des Empfanges wegen freuen . . . Also dreiviertel auf Elf ist die verabredete Zeit?"

— „Um dreiviertel auf Elf, im Boudoir der Herzogin."

— „Gut. Und die Liaison des Secretairs mit Adelgunden bestätigt sich?"

— „Vollkommen."

— „Auch besitzt die Oberhofmeisterin einen zweiten Schlüssel zum blauen Kabinet?"

— „Gewiß."

— „Und der Page, im Dienste der Baronin, ist zuverlässig?"

— „Ganz zuverlässig."

Der Kardinal besann sich einen Augenblick. Dann fragte er den Agenten:

— „Um welche Zeit pflegt St. Truyen des Nachmittags nicht im Schlosse zu sein?"

— „Zwischen sechs und acht Uhr."

— „Und wann entfernen sich die Leute, welche mit Instandsetzung des blauen Kabinets beschäftigt sind?"

— „Um sieben Uhr.“

— „Bis dahin werdet Ihr noch einen dritten Schlüssel zu diesem Zimmer anfertigen lassen.“

— „Ganz wohl.“

— „Um acht Uhr werdet Ihr von mir zwei Billets empfangen. Das Eine für St. Truyen, das Andere für Adelgunden. Jedem wird ein Schlüssel zum blauen Kabinet beigegeben.“

— „Ich verstehe.“

— „Diese Billets werden um neun Uhr, so geheimnißvoll als möglich, durch denselben Pagen abgegeben, dessen die Baronin sich bereits öfters bedient hat, und welcher noch besonders zu instruiren ist.“

— „Des letztern Punktes wegen, werde ich die Befehle Eurer Eminenz erwarten.“

— „Ihr werdet sie mit den Billets zugleich erhalten.“

Der Agent verneigte sich, und der Kardinal fuhr fort:

— „Sobald der Page sich seines Dienstes entledigt, wird die Oberhofmeisterin bis um zehn Uhr jedes Zusammentreffen Adelgundens mit dem Secretair zu verhindern suchen. Auch mit dem Pagen darf bis dahin Keiner von ihnen in Berührung kommen. Hierauf ist ganz besonders zu achten.“

— „Wird pünktlich befolgt werden.“

— „Auch Ihr werdet bei der Sache eine Rolle übernehmen.“

— „Befehlen Eminenz.“

— „Zehn Minuten vor zehn Uhr werdet Ihr Euch in dem Gange, auf welchem das blaue Kabinet gelegen ist, so zu placiren wissen, daß Ihr, ohne bemerkt werden zu können, die Thür dieses Zimmers im Auge behaltet.“

— „Das ist leicht ausführbar, denn die Gallerie links vom Gange ist mit Fenstern versehen und wird Abends nicht erleuchtet.“

— „Gleich nach zehn Uhr werdet Ihr hintereinander zwei Personen sich in das Kabinet begeben sehen. Wenn die zweite eintritt, habt Ihr darauf zu merken, ob sie vorher den Schlüssel von der Thür abgezogen und mit hinein genommen hat."

— „Ich verstehe."

— „Ist das Letztere der Fall gewesen, so habt Ihr die Klingel zu ziehen, welche sich dicht an der Gallerie, am Eingange zur großen Vorhalle befindet."

— „Und entgegen gesetzten Falles?"

— „Habt Ihr weiter nichts zu thun, als Euch ohne Geräusch zu entfernen."

— „Ganz wohl."

— „Für jetzt seid Ihr vollständig instruirt. Um acht Uhr werde ich Euch erwarten, um Euch das Weitere zu sagen. Adieu."

Van der Weethweil verbeugte sich und ging. —

Fünftes Kapitel.

Im Kabinet der Herzogin von Parma. — Adelgunde. — Der Kardinal. — Die Anklage. — Weitere Entwickelung der Intrigue. — Verabredung. —

Es war sieben Uhr Abends.

Margaretha von Parma saß in ihrem Kabinet auf einem großen, gleich den übrigen Meubles, mit Silberbrocat überzogenen Sessel. Sie trug ein weites, faltenreiches Kleid von schwarzem Sammet und bewunderungswürdiger Arbeit, dessen breiter Kragen und enganliegenden Manschetten von werthvollen brabanter Spitzen, durch den Kontrast, welchen das blendendste Weiß auf der tiefsten Schwärze bildete, außerordentlich hervorgehoben wurde. Ihr schlanker, wenn auch etwas brünetter Hals, und die

stolze Haltung ihres, nach damaliger Sitte glatt frisirten, auf der Stirn mit einer einfachen, jedoch kostbaren Goldspange verzierten Hauptes, gaben ihrer großen, fast männlichen Gestalt, ein imposantes, gebieterisches Ansehen.

Der Herzogin gegenüber, auf einem kleinen, niedrigen Sessel, saß Adelgunde, — ein rührendes, bezauberndes Bild der Anmuth, Lieblichkeit und Unschuld. Ihr Anzug bestand aus einem einfachen, nur wenig ausgeschnittenen Kleide von weißem Musselin, an dessen Gürtel von mattem, himmelblauen Sammet, an feinen, blanken Stahlkettchen befestigt, eine kleine, netzartig gearbeitete Schlüsseltasche herabhing.

Adelgunde hielt nachlässig ein halb zugeschlagenes Buch zwischen den Fingern, aus welchem sie eben vorgelesen zu haben schien. Ihr großes, dunkles Auge, war mit einem Ausdruck von Unruhe und Betrübniß auf ihre Herrin gerichtet, welche ein großes, unter Glas und Rahmen befindliches Portrait in der Hand

hielt und dasselbe mit unverwandten Blicken der innigsten Zärtlichkeit betrachtete.

Es war das Bildniß St. Truyen's. —

— „Gewiß, er ist der schönste, liebenswürdigste Mann . . ." sprach nach einer Pause begeistert die Herzogin. Meinst Du nicht auch?"

Die letztern Worte waren an Adelgunde gerichtet.

Das Mädchen erröthete und sagte:

— „Gewiß, gnädigste Frau."

— „Dieser Ausdruck von Kraft und Feuer," fuhr darauf, noch immer in den Anblick des Bildes versunken, Margaretha fort.

— „Und das Auge voll Glut und Milde," setzte, fast unwillkührlich, Adelgunde hinzu.

Die Herzogin stutzte einen Augenblick, faßte sich jedoch schnell und sagte, die Worte des Mädchens ignorirend:

— „Und dieser Mund . . ."

Adelgunde hatte den Eindruck nicht be-

merkt, welchen ihre Worte auf Margarethen gemacht hatten und sprach jetzt, fast unbewußt, mit innigem, leidenschaftlichem Tone:

— „Und die vollen, rothen Lippen . . .?"

Die Herzogin warf einen langen, forschenden Blick auf das Mädchen und fragte mit sichtbarer Unruhe:

— „Adelgunde . . . wo siehst Du das, wovon Du sprichst . . .?"

Das Mädchen erschrak heftig und wechselte die Farbe. Dann sagte sie stotternd:

— „Ich . . . gnädigste Frau . . . Ich sah es vorhin auf dem Bilde . . ."

Margaretha entgegnete Nichts, sondern betrachtete Adelgunden mit einem Gemisch von Verlegenheit und Mißtrauen.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und ein Kammerdiener meldete:

— „Seine Eminenz, der Herr Kardinal!"

Der Prälat folgte dem Diener auf dem Fuße, und stand bereits im Zimmer, bevor die

Herzogin sich noch erklärt hatte, ob sie ihn empfangen wolle oder nicht.

Granvella grüßte ehrerbietig, indem er einige Schritte vor trat.

Margaretha erwiederte den Gruß kühl und verlegen, und sagte dann:

— „Herr Kardinal, zu jeder andern Zeit würde ich Euch mit Vergnügen bei mir sehen... Allein in diesem Augenblicke ...“

— „Frau Herzogin,“ entgegnete der Prälat mit ehrfurchtvollem Ernst, „ein redlicher, langgeprüfter Diener seines Königs, ein treuer Freund seines Vaterlandes, ein treuer Beschützer des Gesetzes und der Kirche steht vor Euch, und bittet um Gehör.“

— „Ein andermal, Herr Kardinal ... Doch jetzt ... in diesem Augenblicke, ist es mir in der That nicht möglich ...“

— „Und doch, Frau Herzogin, bitte ich Euch im Namen meines Vaterlandes, im Namen der unbefleckten Ehre Eures erlauchten

Hauses, mich noch in dieser Stunde — jetzt zu hören."

Margaretha war sichtbar überrascht von dem ernsten, feierlichen Tone, mit welchem der Kardinal diese Worte an sie richtete, und sagte nach einigem Zögern:

— „Nun, wenn Ihr darauf besteht . . ."

— „Die höchsten, theuersten Interessen des Landes und Eurer hohen Person, Frau Herzogin, werden meine Dringlichkeit entschuldigen . . ." versetzte der Prälat mit einem bedeutungsvollen Blick auf Adelgunde, welche diesen Blick verstand, die Herzogin ansah und auf ein leichtes Kopfnicken derselben das Gemach verließ.

— „Setzt Euch," sprach jetzt Margaretha, indem sie auf einen ihr gegenüber stehenden Sessel wies.

Der Kardinal nahm Platz und begann nach einer Pause:

— „Erlaubt, Frau Herzogin, daß ich erst vom Staate spreche.“

— „Doch bitte ich, es kurz zu machen; Ihr wißt, ich liebe die langen Erörterungen nicht,“ bemerkte bizarr und stolz die Herzogin.

— „Ich werde nicht weitschweifig sein, gnädigste Frau, denn die That wird mir das Wort reden.“

— „Desto besser,“ versetzte Margaretha, indem sie sich nachlässig in ihren Sessel zurück lehnte.

Und der Kardinal fuhr fort:

— „Das Land, Frau Herzogin, dessen Regierung König Philipp Euren Händen anvertraut hat, ist in Gefahr, das Opfer des schändlichsten Verrathes zu werden.“

— „Erklärt Euch deutlicher.“

— „Ein Mann, der sich in Euer Vertrauen, gnädigste Frau, eingeschlichen, um den schmachvollsten Mißbrauch damit zu treiben . . .“

— „Ah, ich merke,“ fiel die Herzogin dem Kardinal in's Wort, „ich merke, wo Ihr hinaus wollt . . . Ihr habt es auf St. Truyen abgesehen . . . Ich weiß, er wird beneidet . . .“

— „Beneidet? Verzeihung, Frau Herzogin, von keinem ehrlichen Manne.“

Margarethe zuckte die Achseln, und der Prälat fuhr fort:

— „Auch bin ich nicht Willens, sein Ankläger zu sein.“

— „Was denn?“

— „Ich will Euch, gnädigste Frau, nur den Abgrund zeigen, an welchem die Regierung dieses Landes und Eure hohe Person sich befinden.“

— „Nun?“

— „Der Einfluß, welchen St. Truyen seit Kurzem auf Eure Entschließungen, Frau Herzogin, gewonnen hat, ist hinlänglich bekannt.“

— „Das ist mir gleichgültig.“

— „Aber dieser St. Truyen ist ein Verräther."

— „Kardinal!" fuhr die Regentin bei diesen Worten heftig auf.

Der Kardinal sprach kalt und ruhig:

— „St. Truyen ist ein Verräther am Staate und an der Ehre seiner Gebieterin."

— „Ihr vergeßt Euch, Kardinal!" rief Margaretha glühend von Zorn.

— „Ich rede die Wahrheit, Frau Herzogin," entgegnete der Prälat ernst uud bestimmt, und setzte dann hinzu: „Für das Erstere sind hier die Beweise. Für das Letztere werde ich sie später geben."

Hiermit überreichte er der Herzogin zwei Papiere.

Es waren dies die von Aliagamiro entwendeten und dem Kardinal überlieferten Documente, nämlich: das Schreiben St. Truyen's an van der Hoornstraten, so wie der von ebendemselben unterzeichnete Compromiß.

Als Margaretha die Papiere las, wurde sie bald blaß, bald roth, während sie in ihrem Innern eine mächtige Bewegung zu bekämpfen schien. Dann ließ sie die Hände sinken und starrte einige Sekunden lang kalt und düster vor sich nieder.

Der Kardinal beobachtete sie mit unverwandten Blicken und ohne eine Miene zu verziehen.

Endlich erhob sich die Herzogin, zog heftig die Klingel und sagte zu dem eintretenden Thürsteher mit bewegter Stimme:

— „Bis der Kardinal fortgegangen ist, wird Niemand zugelassen. Hörst Du? Niemand.“

— „Auch der Rath St. Truyen . . .?“ fragte schüchtern der Diener.

— „Niemand, sage ich.“

Als Margaretha sich wieder an ihren Platz begeben wollte, streifte sie an dem Portrait, welches auf einer Ecke des Tisches lag.

Dasselbe fiel herab, und das Glas zersprang in tausend Stücke.

Die Herzogin erschrak heftig und wurde todtenbleich. Und als der Kardinal herbei eilte, um das Bild aufzuheben, machte sie eine abwehrende Bewegung, so daß derselbe an seinen Platz zurück kehrte und das Portrait liegen blieb. —

Nach einer Pause düstern Schweigens, wandte sich die Herzogin mit den Worten an den Kardinal:

— „Sprecht, wie verhält es sich mit der Verschwörung, deren Mitgliedschaft der Secretair sich schuldig gemacht?"

— „So viel durch die bereits eingeleitete Untersuchung ermittelt worden, hat die Verschwörung zwar in Brüssel ihren Ursprung erhalten, doch wurde sie in Mecheln weiter ausgebildet. Viele aus dem höhern Adel sind dabei betheiligt. Einige der Hauptanführer: ein gewisser Hoornstraten, so wie ein ehemaliger

Advokat, Namens Noicarmes, sind bereits verhaftet, und von ihren Geständnissen erwartet man weitere Aufklärungen."

Die Herzogin war schmerzlich ergriffen.

Der Kardinal betrachtete sie mit lauerenden Blicken, und nach einer Pause tiefen Schweigens, sprach derselbe:

— „Frau Herzogin, ich erwarte Eure Befehle . . ."

Margaretha saß, das Haupt nachlässig auf die Hand gestützt, in Nachdenken versunken und schien die Worte des Prälaten überhört zu haben.

Endlich richtete sie sich auf, und fragte:

— „Was meint Ihr . . .?"

Der Kardinal zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte er:

— „Ich glaube, gnädigste Frau, daß eine Verhaftung St. Truyen's unvermeidlich sein wird."

Die Herzogin erwiederte in ungewissem, schwankendem Tone:

— „Im Gegentheil . . . Ich glaube, man wird vor Allem den Secretair erst hören müssen . . . Jedenfalls muß man Rücksichten nehmen . . .“

— „Verzeihung, Frau Herzogin, das Gesetz duldet keine Rücksicht — am wenigsten an einem Hochverräther, und noch viel weniger an einem Menschen, der in seiner tollen, hochmüthigen Verwegenheit so weit gegangen, selbst die Ehre seiner Gebieterin . . .“

Der Kardinal brach plötzlich ab.

Margaretha horchte auf, und sagte in gebietendem Tone:

— „Sprecht weiter.“

— „Gnädigste Frau, ich kann Eurem Verlangen nicht Folge leisten, ohne St. Truyen ganz Eurer Verachtung Preis zu geben.“

— „Ich hoffe nicht, daß Ihr Ursache habt, seiner zu schonen,“ versetzte die Herzogin mit einiger Bitterkeit.

— „Eben darum muß ich Bedenken tragen.

Ich könnte leicht für einen Ankläger des Secretairs gelten . . . und ich möchte so nicht verkannt werden."

— „Ich gebe zu, daß Ihr andern, edlern Beweggründen folget, als denjenigen, welche gemeinhin die Triebfeder freiwilliger Ankläger zu sein pflegen," sprach Margaretha mit versteckter Ironie.

Der Kardinal entgegnete kalt und stolz:

— „Frau Herzogin, es ist und kann mir nicht um die Prostitution eines Verräthers, wohl aber um die Aufrechthaltung einer Ehre zu thun sein, welche dieser Unwürdige schimpflich mit Füßen zu treten wagt."

— „Von wessen Ehre sprecht Ihr, Kardinal?" fragte streng, wiewohl mit einiger Unruhe, die Herzogin.

— „Von einer Ehre, gnädigste Frau, welche nothwendig mit der Eurigen im Zusammenhange steht, weil man sie in Eurer unmittel-

baren Nähe, ja gleichsam unter Euren Augen in den Staub zu ziehen wagt."

— „Erklärt Euch . . ."

Der Kardinal richtete einen durchdringenden Blick auf die Regentin, und sprach mit etwas gedämpfter Stimme:

— „Frau Herzogin, der Secretair hat gegen eine dritte Person zu der gegründeten Vermuthung Anlaß gegeben, daß er heute Abend um dreiviertel auf Elf, einer Euch und mir wohlbekannten, ehrenwerthen Dame, in Euren geheimsten Gemächern ein Rendezvous geben werde."

— „Unmöglich!" rief die Herzogin, während ihr plötzlich alles Blut in die Wangen schoß.

— „Ich rede wahr," versetzte kalt und bestimmt der Kardinal.

— „Wer ist die Dame?"

— „Verzeihung, gnädigste Frau, ich habe mein Wort verpfändet, sie gegen Niemand zu nennen. Nur unter dieser Bedingung ward es

mir möglich, ihren Namen zu erfahren. Doch ist das noch nicht Alles . . ."

— „Was ist noch mehr?" fragte Margaretha, ohne aufzublicken, mit sichtbarer Unruhe.

Der Kardinal fuhr fort:

— „Man weiß auch, daß das Rendezvous hauptsächlich darum schon um diese Zeit stattfinden werde, weil Ihr, Frau Herzogin, Eure Damen heute um eine Stunde früher als gewöhnlich zu entlassen gedenkt. Ja man weiß sogar . . . Doch, gnädigste Frau, Ihr alterirt Euch zu sehr . . ."

— „Sprecht weiter; was weiß man noch?"

— „Man weiß, daß der Secretair dreiviertel Stunden vor jenem Rendezvous, ein ähnliches Stelldichein mit einer andern, an Eurem Hofe, in sehr bevorzugten Verhältnissen lebenden Dame haben wird, mit welcher er sich auf sehr vertrautem Fuße befinden soll. Diese Zusammenkunft wird Punkt zehn Uhr im blauen Kabinet Statt haben und von dem Lieb-

haber, seiner Dame gegenüber, gleichsam als ein belustigendes Vorspiel zu dem darauf folgenden Rendezvous betrachtet werden."

Diese Worte hatten St. Truyen in dem schon empörten Herzen Margarethens vollends den Stab gebrochen. Und dies war, nach der Berechnung des Kardinals, ein sehr natürliches, unausbleibliches Resultat. Denn durch Nichts kann und muß der Mann so entschieden die Liebe einer Frau verlieren, als selbst schon durch den bloßen Verdacht, daß er sie habe lächerlich machen wollen. —

Der Kardinal, welcher in den Mienen der Herzogin wohl erkannte, daß er seinen Zweck vollkommen erreicht habe, schwieg jetzt, bis Margaretha die Frage an ihn richtete:

— „Und wer ist diese Dame?"

— „Dieselbe, gnädigste Frau," entgegnete der Prälat, „welche Euch Gesellschaft leistete, als ich eintrat."

— „Adelgunde!" rief die Herzogin, wie

von der Bestätigung eines längst gehegten Verdachtes erschreckt.

— „Ganz recht.“

— „Und welche Beweise habt Ihr für die Wahrheit Eurer Mittheilungen?“ fragte nach einer Pause die Regentin.

Der Kardinal entgegnete mit besonderm Nachdruck:

— „Rücksichtlich des erstern Rendezvous muß ich mich jeder Beweisführung enthalten, wenn ich mich nicht einer unverzeihlichen Indiscretion schuldig machen will.“

Margaretha verfärbte sich und war außerordentlich verlegen.

Nach kurzem Schweigen fragte sie:

— „Und in Betreff des andern . . .?“

— „Stehe ich ganz zu Befehl, gnädigste Frau.“

— „Nun?“

— „Die Zusammenkunft wird zur bestimmten Stunde, um zehn Uhr, stattfinden.

Ihr würdet also mit eignen Augen sehen können . . .“

— „Im blauen Kabinet?“

— „Ganz recht. Wollt Ihr, gnädigste Frau, zur bestimmten Zeit Euch meiner Begleitung anvertrauen . . .?“

— Ich könnte auf diesen Beweis für die Wahrheit Eurer Mittheilung, wohl bestehen . . . Das Zimmer, dünkt mich, hat einen geheimen Eingang . . .?“

— „So ist's. Ich werde also für das Uebrige Sorge tragen . . .“

— „Ich bin's zufrieden.“

— „Aber es ist nothwendig, gnädigste Frau . . .“

— „Was?“

— „Gegen die Einverstandenen die größte Vorsicht zu gebrauchen.“

— „In welcher Hinsicht?“

— „St. Truyen darf keinen Verdacht schöpfen . . .“

— „Verlaßt Euch darauf.“

— „Auch werdet Ihr Eure Damen um eine Stunde früher entlassen . . .“

— „Es soll geschehen.“

— „Auch meine Ankunft im Schlosse zur bestimmten Zeit, müßte vorläufig ein Geheimniß bleiben.“

— „Wann gedenket Ihr zu kommen?“

— „Um halb Zehn.“

— „So könnt Ihr den Weg durch die große Gallerie nehmen. Ihr werdet die Thür, welche von dort zu meinen Gemächern führt, offen finden, und könnt durch dieselbe unbemerkt bis hierher gelangen.“

Der Kardinal verneigte sich ehrerbietig. Dann fragte er mit einem Blick auf die beiden, St. Truyen beschuldigenden Dokumente, welche er der Herzogin übergeben hatte und welche auf dem Tische lagen:

— „Und Eure Befehle hinsichtlich dieser Papiere, gnädigste Frau . . .?“

— „Werdet Ihr noch heute Abend erhalten. Nehmt indeß die Schriften in Euren Gewahrsam.“

Hiermit empfing der Kardinal die Papiere, worauf ihn die Herzogin, unter den Ausdrücken erneuerten Vertrauens, auf's Gnädigste entließ. —

Das Auge der Regentin blieb lange sinnend auf die Thür geheftet, durch welche der Prälat sich entfernt hatte.

Dann sprach sie leise und mit kalter Resignation:

— „Mann des Glückes — der Sieg ist Dein, und Er muß untergehen! —“

Sechstes Kapitel.

Reflexion. — Die beiden Billets. —

Wir haben bereits in der Einleitung dieses Buches über den entschiedenen, männlichen, rascher und durchgreifender Entschließungen fähigen Charakter Margarethens, einige nähere Andeutungen gegeben.

Es kann daher nicht als eine auffallende Erscheinung gelten, wenn wir jetzt dieselbe so schnell und kalt für den Untergang eines Mannes gestimmt sehen, dessen Bildniß noch vor wenigen Minuten so innig und glühend ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele beschäftigt. Es ist dies ein nothwendiges Resultat ihres Charakters, — eines Charakters, welcher zwar in hohem Grade den Leidenschaften huldigte, sich

aber nie von denselben überflügeln, leiten, oder gar schwächen und unterdrücken ließ.

Daher finden wir jetzt im Benehmen Margarethens, in Bezug auf St. Truyen, nur eine entschiedene, resignirte feindliche Gesinnung vorherrschen, während wir in demselben jene tiefe Erbitterung — jenen süßen, schmerzbetäubenden Rachedurst — jenen glühenden, schmärmerischen Haß vermissen, welche, bei gleicher Leidenschaftlichkeit in minder selbstständigen Charakteren, sich häufig als das Product betrogener Liebe bemerkbar zu machen pflegen. —

Auch läßt sich die schnelle Entschlossenheit der Herzogin, mit welcher wir sie den Mann ihres Herzens und ihres politischen Vertrauens so plötzlich und resignirt ganz von sich stoßen sehen, aus keiner Uebereilung, aus keiner Eingebung verblendender Leidenschaftlichkeit, so wie aus keinem fremden Einflusse herleiten . . . Die Beweise, welche für die Unredlichkeit St. Truyen's als Staatsdiener, vorlagen, waren

eben so unwiderlegbar, als es diejenigen zu sein schienen, welche ihn als Verräther an dem Herzen seiner Gebieterin bezeichneten.

Gleichwohl dürfte mit Zuversicht angenommen werden können, daß Margaretha die Interessen des Staats und des Rechts denen ihres Herzens zum Opfer gebracht haben würde, wenn sie in St. Truyen nur den Staatsverbrecher erblickt hätte. Ihre Aeußerungen gegen den Kardinal, als dieser von der Verhaftung des Secretairs sprach, schien diese Annahme vollkommen zn rechtfertigen. Allein der Verräther ihres Herzens hob jede Rücksicht auf. Ihm blieb jede Gnade verschlossen, er ward dem Untergange geweiht. — —

In der achten Stunde mochte es gewesen sein, als der Kardinal das Kabinet der Herzogin verlassen.

Eine halbe Stunde später, saß St. Truyen Margarethen gegenüber ahnungslos auf demselben Platze, welchen kurz zuvor sein unver-

söhnlichster Feind und Ankläger — der Kardinal eingenommen hatte.

Aus Gründen, welche der Secretair genugsam zu kennen vermeinte, hatte die Herzogin heute ihre gewöhnliche Abendgesellschaft ausgesetzt und schien sich dafür in der Unterhaltung mit St. Truyen entschädigen zu wollen, indem sie sich derselben heute mit merklich größerer Lebhaftigkeit hingab, als man sonst da, wo es sich lediglich um Conversation handelte, an ihr wahrzunehmen gewohnt war.

Margaretha war während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in Italien, Meisterin in der Verstellungskunst geworden. Während sie sich daher innerlich an der Unbefangenheit weidete, mit welcher der Secretair von den gleichgültigsten Dingen sprach, während er sich unbewußt am Rande des Verderbens befand, zeigte sie demselben eine Außenseite, welche ihn in dem unglücklichen Wahne bestärken mußte, bald der unumschränkte Beherrscher einer Frau zu

sein, durch deren verblendete Leidenschaft er sich die Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke zu sichern gedachte. —

Als die Stutzuhr über dem Kaminsimse des Gemaches Neun schlug, brach die Herzogin die Unterhaltung ab und entließ den Secretair.

Als derselbe, bevor er sich entfernte, die ihm dargereichte Hand Margarethens an seine Lippen drückte und dann mit einem fragenden Blicke zu ihr aufsah, schlug sie verwirrt die Augen nieder und sagte mit leiser, unsicherer Stimme:

— „Um dreiviertel auf Elf . . . Eher später, als früher.“

St. Truyen verneigte sich tief und ging.

In demselben Moment, als er aus dem Vorsaal trat, hörte er leise seinen Namen rufen. Er wandte sich um, und sah einen Pagen der Herzogin, der ihm geheimnißvoll zuwinkte, während er sich in einen entfernten Winkel des Corridors zurückzog.

St. Truyen folgte begierig.

— „Nehmt schnell . . .“

Hiermit drückte der Page dem Secretair ein kleines Billet nebst einem Schlüssel in die Hand und eilte davon.

Das Alles war das Werk eines Augenblickes.

St. Truyen, mehr bestürzt über das geheimnißvolle Wesen des Pagen, als über das Seltsame des ganzen Vorganges, öffnete das Papier und las die folgenden, mit Bleistift flüchtig und fast unleserlich von einer Frauenhand geschriebenen Worte:

„Geliebter!

Um zehn Uhr erwartet Dich im blauen Kabinet

Adelgunde.“

N. S.

„Der Ueberbringer dieses Zettels wird Dir einen Schlüssel einhändigen. Solltest Du

früher dort sein, als ich, so ziehe den Schlüssel ab, und verschließe die Thür von Innen."

Nachdem St. Truyen das Billet — die erste Handschrift, welche er von der Geliebten zu Gesicht bekam — nochmals gelesen hatte, entfernte er sich aus dem Schlosse, um eine Stunde darauf der Einladung Adelgundens, von welcher er, nach der Hast zu schließen, mit der das Billet geschrieben war, eine Mittheilung von Wichtigkeit erwartete, Folge zu leisten.

Wenige Minuten nachdem der Secretair das Palais der Herzogin verlassen, hatte Adelgunde durch denselben Pagen und in derselben geheimnißvollen Weise ein fast gleichlautendes, anscheinend von St. Truyen kommendes Billet nebst Schlüssel empfangen, und mit pochendem Herzen harrte sie nun der Stunde entgegen, um in die Arme des Geliebten zu fliegen.

Siebentes Kapitel.

Das Rendezvous. — Die Entdeckung. — Die Verhaftung. —

Es war ein unfreundlicher, melancholischer Abend.

Schwere graue Regenwolken, von einem hohlen Nordwest-Winde getrieben, ließen an dem düstern Himmel nur selten hier und da ein Sternchen durchflimmern und vermehrte noch die tiefe Dunkelheit, welche bereits eine dicke, feuchte Nebelluft, in den Straßen von Brüssel verbreitet hatte. —

Die Uhr des großen Stadthausthurmes hatte eben die zehnte Stunde verkündet.

Unmittelbar nach dem letzten Glockenschlage, sah man unweit des Place grande

einen ganz verdeckten, eleganten Wagen im raschen Trabe herbeirollen und an einer Ecke des Platzes Halt machen.

Der Schlag wurde von Innen geöffnet, und eine schlanke, dicht in einen Mantel gehüllte, männliche Gestalt stieg aus und verschwand alsbald unter dem großen Portal des in der Nähe gelegenen Schlosses, während die Equipage wieder in der entgegengesetzten Richtung davon fuhr.

Es war St. Truyen.

Im Innern des Palastes angelangt, eilte der Secretair mit flüchtigen Schritten einem entlegenen, wenig besuchten Corridor zu, an dessen äußerstem Ende sich das an die Apartements der Herzogin stoßende, sogenannte blaue Kabinet befand.

Als er die Thür dieses Gemaches erreicht hatte, nahm er eine Blendlaterne unter seinem Mantel hervor und neigte sich einige Sekunden lang lauschend nach allen Richtungen hin.

Nichts unterbrach die einsame, lautlose Stille, welche auf dem Gange herrschte. Demnächst öffnete er vorsichtig; und nachdem er geräuschlos den Schlüssel von Außen abgezogen hatte und eingetreten war, hörte man ihn von Innen die Thür verschließen.

Nur wenige Minuten mochte St. Truyen in dem Zimmer verweilt haben, als er vom Flur her die Annäherung leichter, rascher Tritte vernahm. Er blieb unbeweglich stehen, hielt den Athem an und horchte. Ein Schlüssel drehte sich leise im Schlosse, die Thür öffnete sich, und Adelgunde lag in seinen Armen.

— „Mein Barlaimont! wie danke ich Dir für diese Liebe, für diese unverhoffte Freude,“ sprach mit leiser Stimme das geliebte Mädchen.

— „Du weißt, wie gern ich Deinen Wünschen folge . . .“ versetzte St. Truyen, unter zärtlichem Kosen.

— „Du bist so gut!“

— „Und doch könnte ich auf Dich zürnen.“

— „Du?“

— „Ja, ich. Du weißt, wie dringend ich Dich gebeten, Niemandem in diesem Schlosse, wer es auch immer sei, Vertrauen zu schenken.“

— „Und habe ich nicht treulich gehalten, was ich Dir in dieser Hinsicht versprochen?“ sprach Adelgunde mit einem besorgten Blicke auf den Geliebten.

St. Truyen stutzte bei diesen Worten und fragte:

— „Und der Page, durch welchen ich das Billet und den Schlüssel erhielt . . .?“

— „Durch welchen Du das Billet erhieltest?“ fragte betroffen das Mädchen. „Mein Gott, was sprichst Du?“

Der Secretair sah die Geliebte einen Augenblick sprachlos an. Dann fragte er mit sichtbarer Unruhe:

— „Hattest Du denn nicht den Pagen mit Billet und Schlüssel an mich abgesandt?“

— „Ich an Dich? Himmel, nein! Du sandtest ihn an mich . . .“

St. Truyen war einen Augenblick wie vom Blitz getroffen. Doch schnell sammelte er sich wieder und rief:

— „Fort, oder wir sind verloren!“

Hiermit nahm er das vor Schreck zitternde Mädchen bei der Hand und eilte der Thür zu.

In demselben Moment hörte man ein Geräusch auf dem Corridor, welches die Annäherung mehrer Personen verkündete.

St. Truyen ließ, wie gelähmt, die Hand sinken, mit welcher er eben zu öffnen im Begriff stand und blickte wie ein Verzweifelnder, Schutz suchend, im Zimmer umher.

Adelgunde, sprachlos und bleich wie der Tod, stützte sich auf die Lehne eines Stuhles, um sich aufrecht zu erhalten.

In diesem Augenblicke wurde von Außen aufgeschlossen.

Die Thür öffnet sich . . . Der Kardinal und die Herzogin treten ein.

Bediente mit Lichtern folgen ihnen, und der Flur ist mit Wachen besetzt. —

Beim Anblick des Kardinals, stieß Adelgunde einen Schrei aus und sank wie leblos nieder.

St. Truyen stand wie eine Bildsäule, keines Lautes, keiner Bewegung mächtig.

Mehre Sekunden lang herrschte tiefes, düsteres Schweigen.

Dann tauschten die Herzogin und der Kardinal einige geheimnißvolle Blicke aus, worauf der Letztere mit den Worten auf den Secretair zuschritt:

— „St. Truyen, Ihr seid mein Gefangener.“

Der Secretair erwiderte Nichts, sondern trat, fast mechanisch, einen Schritt auf Margaretha zu, und heftete einen langen, durchbohrenden Blick auf dieselbe.

Die Herzogin wich ihm aus, indem sie einem Officier winkte, welcher mit gezogenem Degen vor der Thür stand.

Die Wachen, welche den Corridor besetzt hielten, traten ein, und der Officier forderte den Secretair auf, ihn zu begleiten.

St. Truyen folgte ihm schweigend, nachdem er der ohnmächtigen Geliebten ein stummes Lebewohl gesagt. —

Als Adelgunde wieder zu sich kam, fand sie sich als Novize im Krankensaale des Ordens der barmherzigen Schwestern. —

Achtes Kapitel.

Die Botschaft. — Der letzte Dienst. —

Am Vormittage des zweiten Tages nach der Verhaftung St. Truyen's war es, daß dem Kardinal, als er in seinem Kabinette gedankenvoll auf und nieder ging, Don Aliagamiro angemeldet wurde.

Der Prälat empfing den Don mit scheinbarem Wohlwollen, während man an diesem, statt der kalten, stoischen Ruhe, welche ihm sonst eigen zu sein pflegte, eine Art versteckter freudiger Hast wahrnahm, die seinem Wesen einen Anstrich von Unsicherheit gab.

— „Du bist früher zurück, als ich's erwartet," nahm der Kardinal nach einer Pause das Wort.

— „Ich habe mich beeilt, um desto früher die Zufriedenheit Eurer Eminenz zu vernehmen,“ entgegnete der Don in ehrerbietigem Tone.

— „Was hast Du ausgerichtet?“

— „Binnen vier und zwanzig Stunden werden Eminenz einen hoffnungsvollen Sohn und die liebenswürdigste Tochter in Ihre Arme schließen.“

— „Und Du hast, meiner Instruktion gemäß, ihnen noch keine Aufklärung gegeben?“

— „Sie wissen nichts von dem, was ihnen bevorsteht. Sie werden morgen in Brüssel eintreffen; und als den beglückendsten Dienst, den ich Eurer Eminenz jemals geleistet, werde ich den betrachten, zwei würdige Kinder dem würdigsten Vaterherzen zuzuführen.“

Der Kardinal entgegnete Nichts und war einige Sekunden lang in Gedanken verloren.

Dann wandte er sich mit den Worten an den Don:

— „Hast Du schon an eine Belohnung für Deinen Dienst gedacht? Ich stelle es Dir frei, ihn selbst zu bestimmen.“

Aliagamiro besann sich einen Augenblick und sagte:

— „Eminenz haben bereits die Mittel in meine Hände gegeben, welche mir eine sorgenfreie Existenz sichern. Fügen Eminenz noch die Gnade hinzu, mich unter sicherm Geleite in ein fremdes Land begeben zu dürfen, wo ich in ruhiger Abgeschiedenheit meine Tage beschließen kann.“

— „Du sollst einen Geleitsbrief haben. Wohin gedenkst Du zu gehen?“

— „Mit Erlaubniß Eurer Eminenz, zu meinen Verwandten in der Normandie.“

— „Gut. Sobald ich meine Kinder gesehen, kannst Du gehen. Bedarfst Du weiter nichts?“

— „Ich danke. Doch noch einen letzten Dienst hoffe ich Eminenz leisten zu können...“

— „Sprich.“

— „Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Rath St. Truyen des Hochverraths angeklagt ist und daß er morgen den dritten Grad der Tortur bestehen wird . . .“

— „Nun?“

— „Auf meiner Reise ist mir, in der Gegend von Mecheln, ein Frauenzimmer in den Wurf gekommen, die sich brodlos umher trieb und mich um ein Almosen anging. Ich fragte sie nach ihren nähern Verhältnissen und erfuhr, daß sie vor nicht langer Zeit im Kuilemburgschen Hause zu Brüssel in Diensten gestanden, von wo sie, eines leichten Versehens wegen, entlassen worden. Die etwa erst achtzehn bis zwanzigjährige Dirne schien mir nicht von der schlechtesten ihrer Klasse zu sein. Ich gab ihr ein Stück Geld, und da sie nach Brüssel wollte und ihre Füße wund gelaufen waren, that ich ein Uebriges, indem ich ihr einen Platz auf meinem Fuhrwerke einräumte. Unterweges er-

zählte sie mir ihre ganze Lebensgeschichte, und bei dieser Gelegenheit vernahm ich Dinge, welche in dem Prozesse St. Truyen's von großer Wichtigkeit sein dürften. Eminenz wissen nämlich, daß der Geheimschreiber noch bis vor Kurzem im Kuilemburg'schen Hause seine Wohnung gehabt."

— „Ich weiß."

— „Die Dirne äußerte unter Anderm, daß sie bei St. Truyen häufig einen Mann habe aus- und eingehen sehen, der sich van der Hoornstraten nannte und mit welchem der Secretair, wie sie aus manchen einzelnen Umständen schloß, wichtige Dinge verhandelt haben müsse. Also jedenfalls dürfte sie als unpartheiische Zeugin gelten."

— „Wo ist das Frauenzimmer?"

— „Ich kann sie bald zur Stelle schaffen. Allein . . ."

— „Nun?"

— „Sonderbarer Weise wird es schwer halten, sie zum reden zu bringen."

— „Wie das?“

— „Als ich sie nämlich fragte, ob sie das, was sie mir hinsichtlich ihrer Wissenschaft von dem Verkehr van der Hoornstraten's und St. Truyen's mitgetheilt, als Zeugin vor Gericht aussagen wolle, entgegnete sie mir, daß sie das nicht thun werde, weil sie wohl wisse, daß van der Hoornstraten unlängst von der Inquisition eingezogen worden sei und sie daher fürchte, daß ihr Zeugniß ihm in irgend Etwas nachtheilig werden könne. Sie wolle diesen Mann aber in keiner Weise gefährden, weil er sich vor einiger Zeit einmal sehr gütig gegen sie bewiesen habe.“

— „Bei welcher Gelegenheit?“

— „Darüber war von ihr nicht nur keine Auskunft zu erlangen, sondern sie erklärte sogar unumwunden, daß sie über dasjenige, was sie mir bereits mitgetheilt, als Zeugin niemals eine Erklärung geben, vielmehr, wenn sie in diesen Fall kommen sollte, Alles ableugnen

werde, was sie gegen mich als wahr behauptet habe."

— „Die Folter wird ihr hoffentlich die Zunge lösen."

— „Ohne Zweifel."

— „Ich werde den Oberrichter benachrichtigen. Sorge Du indeß dafür, daß die Dirne sich unter irgend einem Vorwande in sein Haus begebe. Ihr Zeugniß kann gegen St. Truyen von großem Einflusse sein ... Jetzt kannst Du gehen."

Als der Don sich entfernte, konnte man auf seinem Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck boshafter Freude wahrnehmen, während seine fahlen, eingekniffenen Lippen, wie im Selbstgespräch sich bewegten, ohne jedoch einen Laut hervorzubringen. —

Neuntes Kapitel.

Eine Unterredung. —

Mehre Stunden nachdem Aliagamiro den Kardinal verlassen hatte, fand zwischen dem Letzteren und dem Oberrichter des Erzstiftes Mecheln, Signor Bassani, folgendes Gespräch statt:

— „Hat er gestanden?“ fragte der Kardinal.

— „Weiter nichts,“ entgegnete der Signor, „als was den Brief an Hoornstraten und den Compromiß betrifft.“

— „Er hat also noch keinen der Mitverschworenen genannt.“

— „Keinen.“

— „Man hätte die Fortsetzung der Folter nicht aufschieben sollen.“

— „Er war noch zu erschöpft, Eminenz. Auch würde er den folgenden Grad nicht ausgehalten haben.“

— „Glaubt Ihr, daß er morgen gestehen wird?“

— „Ich zweifle; denn noch nie sah ich einen Menschen, der solchen Qualen solche Standhaftigkeit entgegen gesetzt. Seine Glieder scheinen der eisernen Gewalt der furchtbaren Maschine Trotz zu bieten. Ein Seufzer, ein unterdrückter Schrei — das ist Alles was man von ihm erlangt, durch einen Grad der Marter, der schon hundert Andern den Tod bereitet hat.“

— „Wann beginnt morgen das Verhör?“

— „Um zehn Uhr.“

— „Gut. Ich werde der Sitzung beiwohnen. Kommen wir jetzt zu etwas Anderm. Wie lauten die Nachrichten aus Mecheln?“

— „Wenig befriedigend, Eminenz. Als man zur Beschlagnahme der Briefschaften Hoorn-

straten's schritt, hatte der Pater Belasius sich bereits der wichtigsten Sachen bemächtigt, und bevor seine Verhaftung möglich geworden, war schon Alles vernichtet."

— „Man hat also nirgend eine Handschrift des Prinzen entdeckt . . . ?"

— „Nirgend. Uebrigens war das vorauszusehen. Oranien, sagt man, soll nie eine Zeile von sich geben."

— „Das sieht diesem Duckmäuser ähnlich . . . Indeß denke ich, daß er mit der Zeit doch in's Netz gehen wird."

Der Kardinal schwieg jetzt einige Minuten. Dann fragte er:

— „Was hat der Pater bekannt?"

— „Nichts."

— „Ist ihm mit der Folter gedroht worden?"

— „Es ist geschehen, und ich befinde mich nun über das Weitere in Verlegenheit."

— „Er wird ohne Folter verurtheilt. Er

hat mit Ketzern verkehrt . . . das ist genug. Gleiches geschieht mit Noicarmes."

Der Oberrichter machte eine zustimmende Bewegung. Dann sagte er:

— "Und van der Hoornstraten?"

Der Kardinal antwortete nicht gleich und schien in Nachdenken verloren. Nach einer Pause richtet er einen durchdringenden Blick auf den Oberrichter und sprach mit etwas gedämpfter Stimme:

— "Signor, dieser Mann hat einen großen Anhang . . . Sein Tod, glaube ich, wird der Sache des Staates eben so wenig frommen, als seine Freiheit ihr schaden kann . . . Nur darf er nicht im Lande bleiben . . ."

— "Wenn er entflieht, Eminenz, wird er sich hüten im Lande zu bleiben," versetzte der Oberrichter in bedeutungsvollem Tone.

— "Ihr habt mich verstanden?"

Der Signor nickte bejahend.

— "Nun noch Eins, nahm der Kardinal

wieder das Wort. „Habt Ihr die Dirne schon vernommen, die ich Euch diesen Morgen überwiesen habe? Ihr Zeugniß gegen St. Truyen kann von Wichtigkeit sein.“

— „Sie hat bereits zwei Verhöre bestanden; doch beide Mal ohne Erfolg. Sie will nichts von den Mittheilungen wissen, welche sie dem Don gemacht hat und leugnet selbst die unbedeutendsten Umstände ab. Ja sie schwört sogar hoch und theuer, noch niemals in Brüssel gewesen zu sein. Ich habe nicht so bald eine ähnliche Hartnäckigkeit gefunden.“

— „Wie nennt sich die Dirne?“

— „Sie nennt sich Anna und will die Pflegetochter eines französischen Küstenfahrers Namens Weithson sein, mit welchem sie nach Mecheln gekommen und wo derselbe sie verlassen. Allein dies sowohl, als alles Uebrige, was sie in Betreff ihrer persönlichen Verhältnisse aussagt, hat, trotz einer gewissen Natürlichkeit

in Ton und Darstellung, doch wenig Wahrscheinlichkeit für sich.“

— „Ist sie dem Don schon gegenüber gestellt worden?“

— „Es ist geschehen.“

— „Wie nahm sie sich?“

— „Sie geberdete sich bald wie ein Kind, bald wie eine Verzweifelnde, und blieb beim Läugnen.“

— „Und die Tortur?“

— „Sie wurde ihr angedroht, doch ohne Erfolg. Sie schien die furchtbare Bedeutung des Wortes Folter gar nicht zu begreifen.“

— „Desto erfolgreicher wird die Wirkung der Anwendung sein . . . Ihr könnt gleich mit dem zweiten Grade beginnen, denn, wie gesagt, ihr Zeugniß ist von Wichtigkeit.“

— „Ich zweifle, Eminenz,“ sagte der Oberrichter mit einigem Zögern, „ob die Dirne den zweiten Grad ertragen dürfte. Sie ist nur schwächlicher, fast zarter Konstitution.“

— „Seid deshalb außer Sorgen. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß die Glieder zarter Naturen weniger als die der stärkern, dem Verrenkungsprozeß zu erliegen pflegen; obgleich bei jenen sich der Schmerz in unendlich höherem Grade äußert . . .“

— „Erlauben mir Eminenz noch die Bemerkung,“ versetzte halb schüchtern der Oberrichter, „daß die Dirne, meines Dafürhaltens, das Alter von achtzehn Jahren noch nicht erreicht hat, also der zweite Foltergrad . . .“

— „Macht mir keine Einwendung, Signor,“ unterbrach der Kardinal, in verweisendem Tone, den Oberrichter, und fuhr dann fort: „oder habt Ihr etwa den Geburtschein der Dirne eingesehen? Ich zweifle. Also genug, wenn ich Euch sage, daß die Wichtikgeit eines Geständnisses dieser Person eine ausnahmsweise Strenge entschuldigt. Ihr werdet also thun, wie ich Euch gesagt.“

Hier wurde das Gespräch abgebrochen,

und der Oberrichter entfernte sich, nachdem ihm der Kardinal noch einige Instruktionen, hinsichtlich des am folgenden Morgen mit St. Truyen vorzunehmenden Verhörs, ertheilt hatte.

Zehntes Kapitel.

Die Folter. — Wiedersehen. —

Folge mir, geneigter Leser, in eine düstere, fast ganz finstere Vorhalle im Innern des Stadthaus-Thurmes zu Brüssel. —

Der Eintritt in diesen Raum flößt selbst Demjenigen, welcher die furchtbare Bedeutung desselben nicht kennt, einen unwillkührlichen Schauder ein; denn man befindet sich hier in der Antichambre der Inquisition und ihrer Folterkammern.

Das Ganze ist eine Art niedrigen, aus Feldsteinen zusammen gefügten Gewölbes, ohne Mörtel-Ueberwurf.

Decke und Wände sind zum Theil mit

Staub und Spinnengeweben, zum Theil mit einer weißlich-grauen schwammigen Substanz überzogen, und an einzelnen größern Steinen hängen große Wassertropfen, welche man versucht ist, für Thränen oder Schweißtropfen zu halten, gleichsam als ein ewiges Vermächtniß derjenigen zahllosen Opfer, welche hinter diesen Wänden ihre letzten Seufzer ausgehaucht haben.

Die Luft in diesem Raume ist dumpf und feucht, und durch ein kleines, rundes, nach Außen trichterförmig zulaufendes Fenster mit dikken eisernen Traillen, dringt niemals ein Sonnenstrahl herein.

Eine ovalrunde schwerfällige Thür im Hintergrunde, bildet den einzigen Ausgang und führt in den Richtersaal. Diesem schließen sich unmittelbar die Folterkammern an.

Dicht neben der Eingangsthür der Halle, befindet sich ein niedriges, durch einen mächtigen Riegel verschlossenes eisernes Gitter, welches in eine lange, schmale und ganz finstere

Höhle blicken läßt, in welcher, auf den Ueberresten eines ekeln, verfaulten Strohlagers, die zur Folter Verurtheilten aufbewahrt werden.

Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Kinder und Greise theilen dasselbe ekle Lager und athmen dieselbe dicke, verpestete Luft dieses grauenvollen Aufenthaltes. —

Außer zweien Kerkerwärtern, welche schweigend auf einer Bank, dem einzigen Möbelstücke in diesem Raume, Platz genommen, ist Niemand zu sehen, und die tiefe Todtenstille ringsumher wird von Zeit zu Zeit nur durch einen Seufzer unterbrochen, welcher durch das Gitter dringt, hinter welchem die unglücklichen Schlachtopfer des Aufrufes harren, der sie unmittelbar der Folterbank überliefert. —

Die Uhr des Thurmgebäudes, in welchem wir uns befinden, hatte eben die zehnte Stunde verkündet.

Fast zugleich mit dem letzten Glockenschlage, erhoben sich die Kerkerknechte von ihrer

Bank, und mehre schwarz gekleidete Männer traten ein, welche durch die gegenüber gelegene Thür des Gerichtssaales verschwanden. Es waren dies die Inquisitoren und Richter, in deren kalten, unveränderlichen Mienen, der Tod geschrieben stand.

Den Beschluß von diesen Männern machte eine hohe, korpulente Gestalt in einer Scharlach-Robe.

Es war Granvella. Der Oberrichter begleitete ihn.

Bevor der Erstere sich in den Saal begab, ertheilte er einem der Kerkerwärter einen Befehl, doch so leise, daß es Niemand anders hören konnte. —

Nach Verlauf weniger Minuten ertönte im Innern des Saales eine dumpfe Glocke. Einer der Inquisitoren erschien an der Thür und raunte einem der herbei eilenden Wärter einige Worte zu, worauf er sich wieder in den Saal zurück zog, während der Letztere das Git-

ter öffnete und leise den Namen eines der dahinter befindlichen Schlachtopfer rief. Eine schwache, zitternde Stimme antwortete, und aus der Oeffnung dieses scheußlichen Kerkers tritt oder vielmehr schwankt eine schlanke männliche Gestalt mit blassem, von langem schwarzem Haar beschattetem Gesicht und großen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen.

Es ist St. Truyen. Sein Zustand bietet einen unbeschreiblichen, tief ergreifenden Anblick dar. In seinen sonst so männlich schönen Zügen voll Kraft, Stolz und Muth, drückt sich Schmerz und Bekümmerniß aus. An die Stelle einer kühnen, hochmüthigen Haltung, ist die Hinfälligkeit eines Greises getreten, und wie er sonst um viele Jahre jünger geschienen, als er war, so schien es jetzt, als ob die Begebenheiten weniger Tage hingereicht hätten, ein halbes Menschenalter über sein Haupt gehen zu lassen.

Er ist von der erlittenen Folter des vo-

rigen Tages so entkräftet, daß er sich nicht aufrecht halten kann. Zitternd stützt er sich auf einen der Wärter und bittet ihn, noch einen Augenblick zu verweilen. Es wird ihm diese kurze Erholung nicht gestattet, und mit dem ganzen Aufwand seiner letzten Kräfte schleppt er sich fort in den Saal. —

Etwa zehn Minuten darauf vernahm man von der Seite her, wo sich die Folterkammern befanden, einen dumpfen Schmerzensschrei . . . Dann war wieder Alles still.

In demselben Moment erhielt einer der Gefangenknechte von seinem Vorgesetzten wiederum einen geheimnißvollen Befehl.

Ein neues Opfer ward aufgerufen. Eine schwache, ausnehmend wohlklingende weibliche Stimme antwortete, und ein etwa siebzehnjähriges Mädchen, von außerordentlich zartem Körperbau, trat aus der Kerkerhöhle.

Diese Unglückliche, welche noch keinen Begriff von den Martern hat, welche ihrer harren,

ist von schlankem, ausnehmend feinem Wuchs und von auffallender Schönheit. Die reinste weiße Stirn wölbt sich über ihrem vollkommen ovalen Gesichte, und lange schwarze Wimpern beschatten ihre großen blauen Augen, deren Glanz durch einen Ausdruck tiefer Traurigkeit etwas gemildert wird. Ihre jugendlich-vollen, sammetweichen Wangen, sind von einer zarten Blässe überzogen, welche ihrem ungemein einnehmenden Profil ein noch höheres Interesse giebt. Eine starke Flechte des schönsten schwarzen Haares schmiegt sich, an jeder Seite ihrer Schläfe, lose bis auf die Wangen herab und endet hinterm Ohre in einer Schleife von mattem hellblauem Bande.

Eine einfache Korallenschnur umgiebt ihren Hals von blendender Schönheit und Weiße, und ihr knapp anliegendes Kleid von dunkelm Stoffe, läßt die reizendste Taille sehen.

Der außerordentliche Zauber, welchen diese

liebliche, engelgleiche Gestalt einflößt, ist unbeschreiblich.

Und diese Gestalt steht jetzt auf der Schwelle einer Folterkammer — diese zarten, sammetweichen Glieder sollen der ungeheuren Gewalt einer Maschine trotzen, bei deren bloßem Anblick die Furchtlosesten erbleichen müssen. —

Die Unglückliche schien im ersten Augenblicke nicht zu wissen, wohin sie sich wenden solle, bis einer der Kerkerknechte ihr die Thür des Gerichtssaals öffnete.

Ahnungslos trat sie ein. —

Eine geraume Zeit herrscht nun tiefe, lautlose Stille.

Plötzlich hört man hinter den Steinwänden ein dumpfes Geräusch . . . dann einen hellen, durchdringenden Schmerzensschrei — dann noch einen — dann nur ein leises Aechzen . . .

In demselben Augenblicke wird rasch die Thür des Gerichtssaales geöffnet. Der Ober-

richter tritt hastig heraus und zieht eine an der Decke befindliche Klingelschnur.

Wenige Minuten darauf erscheint durch die Eingangsthür ein schwarz gekleideter Mann, welcher einen Apparat voll chirurgischer Instrumente trägt, die er zum Gebrauch auf die Bank ausbreitet. Es ist ein Arzt. Zu gleicher Zeit tritt einer der Folterknechte ein . . . Sein nervigter Arm hält die Leiche des unglücklichen Mädchens, welche er auf die Erde niederlegt und sich entfernt.

Schweigend betrachtete der Arzt einige Sekunden lang die von Blut unterlaufenen Glieder des armen Schlachtopfers, befühlte Puls und Schläfe, und gab dann dem noch anwesenden Oberrichter einen Wink, welcher über den Zustand der Armen keinen Zweifel übrig ließ.

Ihr zarter Körper war der ersten Gewalt eines zweiten Foltergrades erlegen. —

Während der Arzt und der Oberrichter sich

nun entfernen, erscheint in der Thür des Gerichtssaales, von einem Folterknechte unterstützt, die Gestalt St. Truyen's.

Sein Gesicht ist bleich, wie der Tod, die Augen sind geschlossen und um den Mund klebt ein dicker Blutschaum. Noch wenige Schritte schwankt er vorwärts, dann tragen ihn seine Füße nicht mehr; er sinkt ohnmächtig nieder.

In demselben Moment hörte man, vom Flur her, sich Schritte nähern.

Einer der Wärter ging hinaus, um nachzusehen, und kehrte alsbald in Begleitung eines Mannes — Aliagamiro's zurück.

Da dieser Ort von keinem Uneingeweihten betreten werden durfte, so hatte der Kardinal einem der Kerkerknechte Befehl gegeben, dem Don, Falls er Einlaß begehre, den Eintritt zu gestatten.

Als der Blick Aliagamiro's auf die am Boden liegende Gestalt St. Truyen's und den Leichnam des unglücklichen Mädchens fiel, stieß

er unwillkührlich einen Schrei der wildesten Freude aus. Dann wandte er sich schnell an einen der Wärter und reichte ihm einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, um denselben dem Kardinal zu überbringen.

Der Ausdruck im Gesicht des Don, als er, nach der Entfernung des Wärters, schweigend und mit über einander geschlagenen Armen die beiden am Boden liegenden Körper betrachtete, läßt sich nicht beschreiben. Während seine Gestalt einer Bildsäule glich, schien sein Auge, sein ganzes Wesen wie gebannt an die beiden Opfer.

Die Rückkehr des Kerkerknechtes, welchem der Kardinal auf dem Fuße folgte, zog Aliagamiro jetzt schnell von dem Gegenstande ab, welcher ihn eine Zeit lang für jeden andern Eindruck unempfindlich gemacht hatte. Er verneigte sich stumm vor dem Prälaten, während sein Gesicht sich zu einem kalten, höhnischen Lächeln verzog.

Granvella entfernte durch einen Wink die beiden Wärter und fragte dann den Don, mit einer Stimme, in welcher sich eine freudige Bewegung kund gab:

— „Sind sie angekommen?“

Aliagamiro richtete einen langen Blick auf den Kardinal und antwortete mit besonderm Nachdruck:

— „Eminenz, Ihre Kinder sind angekommen.“

— „Wo . . .?“

— „Wo sie sind?“ fragte der Don mit einem eisig kalten Lächeln, und setzte dann hinzu: „Hier ganz in der Nähe, Eminenz . . .“

Hiermit nahm er den Kardinal bei der Hand und führte ihn schweigend an die beiden am Boden liegenden Körper.

Granvella warf einen halb erstaunten, halb zornigen Blick auf Aliagamiro und fragte mit zwischen Furcht, Entsetzen und Zweifel schwankender Stimme:

— „Was soll das . . . ?“

Der Don wies mit einer Hand auf die Körper, während er mit der andern den Arm des Kardinals ergriff und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die Worte sprach:

— „Eminenz — Eure Kinder!“

Granvella fuhr, wie vom Blitz getroffen, heftig zusammen, wankte einen Augenblick und lehnte sich dann stumm an die Wand, während sein Auge starr und geisterhaft auf die beiden Opfer haften blieb.

Aliagamiro weidete sich eine Zeit lang an dem furchtbaren Eindruck, welchen seine Worte auf den Prälaten hervor gebracht hatten. Dann schlug er eine helle Lache auf und rief mit fast wahnsinniger Geberde:

— „Kardinal — wir sind abgefunden . . . Nehmt hier Eure Rechnung — sie ist quittirt!“

Hiermit warf er ihm einen Zettel vor die Füße und verließ eilig die Halle.

Das Papier enthielt folgende Zeilen:

„So rächt sich Don Gomez an dem Verführer seines Kindes. — In Eurem Hause werdet Ihr den ehemaligen Erzieher Eurer Kinder, einen gewissen Weithson finden, welcher Euch Alles bezeugen und über alles Das Auskunft geben wird, was ich Euch etwa noch unerörtert gelassen habe."

Als bald darauf die beiden Kerkerwärter wieder eintraten, fanden sie den Kardinal ohnmächtig neben seinen Kindern hingestreckt — — — — — — — — — — — —.

Elftes Kapitel.

Beschluß.

Wir übergehen den ferneren Verlauf der Begebenheiten des vorigen Kapitels mit Stillschweigen, und berichten nur noch über das Schicksal einiger Personen dieser Geschichte, welche vor allen Andern sich auf unser Interesse einigen Anspruch gewonnen haben dürften. —

In der den letzten Ereignissen folgenden Nacht geschah es, daß St. Truyen, nachdem er durch ärztliche Hülfsleistung sich von dem traurigen Zustande, in welchen die Folter ihn versetzt, etwas erholt hatte, auf einen geheimen Befehl und unter verändertem Namen in's Hospital der „barmherzigen Schwestern" gebracht

wurde, woselbst seine Wiederherstellung, unter der sorgsamen Pflege einer jungen Novize dieses Ordens, mit raschen Schritten vor sich ging.

Während des Aufenthaltes des ehemaligen Secretairs im Hospitale, hatte derselbe oft den Besuch eines Mannes empfangen, mit welchem er sich immer lange und geheim zu unterreden pflegte, und vor welchem die Beamten des Hospitals eine außerordentliche Ehrfurcht an den Tag legten.

Als St. Truyen völlig genesen war, trat er mit demselben Manne eine Reise an, von welcher indeß nur der Letztere wieder nach Brüssel zurück kehrte.

Zu gleicher Zeit war auch plötzlich jene Novize, welche den Secretair im Hospitale gepflegt, und in welcher der Leser wohl schon Adelgunden erkannt haben wird, aus dem Kloster verschwunden . . .

Die durch Liebe längst und innig verbundenen Herzen, hatten sich in einem entfernten

Lande wieder gefunden, um im Leben sich nicht wieder zu trennen. —

Der Kardinal Granvella blieb am Ruder der Niederländischen Regierung, bis er dem Ungestüm der politischen Verhältnisse weichen mußte, der besonders durch dieselbe Verschwörung herbeigeführt wurde, in welche St. Truyen verwickelt gewesen, und welche Letztere endlich, unter einer spätern Generation, die gänzliche Befreiung der Niederlande vom spanischen Joche zur Folge hatte. —

E n d e.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Jantzen
in Schwedt.

Literarische Anzeige.

Nächstens erscheint von demselben Verfasser und in demselben Verlage:

Mysterien von Berlin.

Erster Band.

8. eleg. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Bereits erschienen sind von ebendemselben:

Gesammelte

Novellen.

Drei Bände.

8. eleg. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Louise.

Aus den Papieren eines Staatsmannes.

8. eleg. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Memoiren eines Edelmannes.

Zwei Bände.

8. eleg. broch. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Memoiren eines Verurtheilten.

8. eleg. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Berlin, October 1843.

Carl Heymann.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lubarsch, Rudolph / Schmidt, Friedrich Wilhelm Valentin / Schmidt, Maria W.

St. Truyen

Bd.: 2

Berlin 1844

P.o.germ. 1346 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119837-7